

Frankfurter Illustrierte
19. März 1960 Nr. 12 50 Pf · S 4.-
Vertriebskennzeichen D 2969 C · 48. Jahrgang
Neuer Roman
Schicksal Warenhaus
Rut Brandt, Berlins elegante First Lady: „Ich fühle mich gar nicht als feine Dame…"
Wie sieht es im Herzen einer Frau aus, die einen bekannten Politiker geheiratet hat? Lesen Sie in diesem Heft unseren Bericht über Rut Brandt und andere Frauen der Großen dieser Erde.

Frankfurter Illustrierte

Nr. 12 vom 19. März 1960

Lieber Leser!

Sie kennen Paris, London, Madrid? Sie kennen Neapel im heißen italienischen Süden? Sie kennen diese Städte gut?

Wer Paris sagt, schwärmt vom Place Pigalle, Lido, Montmartre, Eiffelturm, von der Notre Dame. Wer London nennt, denkt an Regent's Park, Hyde Park, Buckingham Palast, Westminster Abbey, Tower, St. Paul's Cathedral. Wer Madrid hört, sieht vor sich den Prado, den Flohmarkt, die Plaza Mayor, den Puerto del Sol, den Park El Retiro. Und wer Neapel erwähnt, meint vielleicht viele Lieder mit noch mehr amore, meint vielleicht den Vesuv, das Museo Nazionale, die Universität, die Via Roma.

Es sind herrliche Stätten darunter, unersetzliche Stätten der Kunst, Stätten, die ein einziges Mal zu sehen der Traum vieler Menschen sind, Stätten, die umgeben sind von der Patina jahrhundertealter Tradition.

Wer aber wandert dorthin, wo die grauen Steinkästen stehen, wo in engen, schmutzigen Hinterhöfen die Sonne mit ihren Strahlen geizt, dorthin, wo nicht nur Dichter, Schriftsteller und Drehbuchautoren ihre Elendsstaffagen beziehen, sondern wo seit Jahrzehnten und Jahrhunderten Kinder und immer neue Kinder aufwachsen?!

Paris, London, Madrid. Berühmte Städte mit großartigen Bauten – sie mögen nur Beispiele sein für historischen Glanz, der irgendwo an grauen Mauern haltmacht. Es gibt sie fast überall auf der Erde, diese Mauern und Häuser und Hinterhöfe. Auch wir in Deutschland kennen dieses „Milljöh" nur zu gut, das Heinrich Zille mit Witz und Humor in den Armutsvierteln Berlins gezeichnet hat. In vielen Städten sind die Elendsviertel unter dem Bombenhagel des Krieges verschwunden, und es ist ein Glück, daß auf den Trümmerhaufen nicht nur wieder Wohnhäuser gebaut, sondern auch Spielplätze angelegt werden, viele Spielplätze mit Bäumen, Sträuchern, Blumen, Rasen.

Doch damit nicht genug. Bundeswohnungsbauminister Lücke hat kürzlich in einer Fragestunde des Bundestages erklärt, in der Musterbauordnung, die jetzt vorbereitet wird, solle bei allen Neubauten mit mehr als drei Wohnungen ein Kinderspielplatz *vorgeschrieben* werden. Dieser Plan ist wahrlich Gold wert. Er kann geradezu eine neue Epoche einleiten auf einem Gebiet, auf dem an uns und unseren Eltern und Großeltern viel, sehr viel gesündigt worden ist. Daß dieser Vorschlag nun nicht am leidigen Geld scheitern möge, hofft

Ihre Redaktion

Im Kreuzfeuer der Meinungen:

Was wäre, wenn...

Leser antworten auf unseren Bildbericht über die fiktive Teilung der Großstädte der Welt

In eindrucksvoller Weise geschildert

Mit Interesse habe ich die Ausgabe der Frankfurter Jllustrierten, in der unter der Überschrift „Was wäre wenn . . ." ein Bild- und Wortbericht über die Teilung Berlins veröffentlicht worden ist, durchgesehen. Ich meine, daß dieser Bericht in eindrucksvoller und eindringlicher Weise die gegenwärtige Lage um und in der Hauptstadt Deutschlands schildert. Es ist wichtig, den Menschen in den großen Städten anderer Länder deutlich zu machen, was die Spaltung Berlins, auf ihre Verhältnisse übertragen, bedeuten würde.

Willi Brandt
Der Regierende Bürgermeister von Berlin

Immer törichter

Besser konnten Sie es gar nicht zeigen, was an Berlin gesündigt wurde, indem sie das beklemmende Beispiel auf andere Weltstädte übertragen haben. Die Reportage sollte allen Staatsmännern, die jenen unheilschwangeren Beschluß gefaßt haben, unter die Nase gehalten werden. (Leider sind sie nicht mehr alle am Leben.) Ehe das Problem Berlin nicht gelöst ist, wird kein Frieden sein. Von Krieg zu Krieg sind die Friedensschlüsse törichter geworden. Napoleon hatte Europa unterjocht, ähnlich wie Hitler und wie dieser war er nicht nur vor Moskau angelangt, er war sogar eingedrungen. Aber die Staatsmänner des Wiener Kongresses haben nicht daran gedacht, Frankreich zu verstümmeln, weil man wußte, daß ein Volk nicht für sein en Unterdrücker verantwortlich gemacht werden durfte.

Albert Pahlmann, Augsburg

Ein verständlicher Wunsch

Als großer Freund Ihres Landes, und da ich sehr oft in Deutschland bin, verstehe ich viel besser als andere Leute das Schicksal der zweieinhalb Millionen Deutschen, die in der Hauptstadt leben müssen und ihren Wunsch: die Wiedervereinigung ihrer Stadt. *S. Cuillad, Levallois-Perret (Seine)*

Auf den Konferenztisch

Diese Reportage gehört auf den Konferenztisch der nächsten Gipfelkonferenz. Jeder der Minister aus West oder Ost soll sehen, wie irrsinnig die Lage Berlins ist und wie man sie am besten bereinigen könnte. Die Freiheit, die heute den Völkern Asiens und Afrikas von den Großen der Welt zugestanden wird, sollte man auch den zweieinhalb Millionen Westberlinern zubilligen.

Siegfried Reich, Koblenz

Deutschland hat gesündigt

Als Ausländer, der in Berlin wohnt, möchte ich zu diesem Thema Stellung nehmen. Es wäre furchtbar, wenn die Großstädte Amerikas, Englands und Frankreichs zerrissen wären, wie Berlin. Aber vergessen Sie nicht, was Deutschland gesündigt hat. Nennen



Sie mir einen Fleck der Erde, wo die Deutschen waren, auf dem nicht Verbrechen verübt wurden. Es ist furchtbar, daß Deutschland und Berlin geteilt ist. Aber ist es nicht die Schuld derjenigen, die Deutschland in diesen Krieg getrieben haben?

S. Fürstenfeld, Berlin

Die Anklage

Ihre Vergleiche haben mir erst richtig klargemacht, welch ein Wahnsinn dieses geteilte Berlin darstellt – und welche furchtbare Gefahr für die ganze Welt. Sie sollten aber billigerweise daran erinnern, daß es sich bei der Teilung Berlins um eine Sache handelt, die von den Siegermächten gemeinsam ausgehandelt wurde und nicht etwa von den Russen diktatorisch durchgesetzt wurde. Bei den Westmächten tut man heute manchmal so, als trage man keinerlei Schuld an dieser ungeheuerlichen Zerreißung. Die Russen bestehen auf ihrem Schein, das ist das Dilemma. Nur durch Verhandlungen kann das Problem gelöst werden. Gewalt führt pfeilgrad in Krieg und Untergang.

Hildegard Trimmer, z.Z. Badgastein

Das sollten sie nicht vergessen

Als Engländerin möchte ich Ihnen meine Meinung zu diesem Thema sagen. Wenn Kaiser Wilhelm II. und Reichskanzler Adolf Hitler mit dem schönen Berlin zufrieden gewesen wären, und keinen Krieg vom Zaune gebrochen hätten, wäre Berlin noch vereinigt. Zweimal während meines Lebens sind viele meiner Landsleute, um die „Fahrt gegen Engeland" zu stoppen, gestorben. Wenn Kaiser Wilhelm oder Hitler die Kriege gewonnen hätten, wäre London nicht nur zur Hälfte, sondern ganz in die Hand Deutschlands gefallen.

C. Gorden, Guildford/England

In allen Sprachen

Diesen Bericht halte ich für so wertvoll, daß man ihn in Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch übersetzen sollte und in den Ländern der westlichen Welt kostenlos verteilen müßte. Ich habe einen entsprechenden Brief an das Außenministerium in Bonn geschrieben und dort meinen Vorschlag unterbreitet. *W. Keil, Hannover*



Rudolf Schock wurde für die Partie des Zephoris in der Neuinszenierung der Komischen Oper „Wenn ich König wär" von Adam an die Berliner Städtische Oper verpflichtet. Rudolf Schock wird auch noch weitere Partien seines Repertoires an der Berliner Städtischen Oper singen. Außerdem wurde er auch für dieses Jahr als Stolzing nach Bayreuth verpflichtet.



Sophia Loren wird die Hauptrolle in einem Kriminalfilm spielen, den ihr Mann, Carlo Ponti, gemeinsam mit Georges Clouzot, dem Regisseur der Filme „Lohn der Angst" und „Die Teuflischen", produziert. Das Drehbuch schreibt die Kriminalschriftstellerin Vera Caspary.

Prokofieffs Oper „Der Feuerengel", ein in Deutschland weitgehend unbekanntes Werk des russischen Komponisten, der zum Teil im mittelalterlichen Köln spielt, wird voraussichtlich während des diesjährigen 34. Weltmusikfestes der „Internationalen Gesellschaft für Neue Musik" im Großen Haus der Bühnen der Stadt Köln die deutsche Erstaufführung erleben.



Horst Buchholz ist nach kurzem Europa-Aufenthalt wieder nach Amerika zurückgekehrt. Er hatte aus Hollywood zwei Filmverträge mitgebracht. Jetzt beginnt er mit den Dreharbeiten zu „The Magnificent Seven"; im Anschluß daran folgt der Film „Fanny".

Tschaikowskijs „Schwanensee" wird in der russischen Originalfassung bei den diesjährigen Bregenzer Festspielen als „Ballett auf dem See" getanzt. Die Einstudierung erfolgt durch den Ballettmeister der Wiener Staatsoper, Dimitri Parlic.



Gitte, das dänische Teenageridol, 13 Jahre alt, wird in diesem Sommer in einem deutschen Film zu sehen sein. Das Mädchen hat schon mit 8 Jahren ihre erste Schallplatte besungen. Am bekanntesten wurde ihr Schlagerlied „Ich heirate Pappi". Zehn Platten erreichten eine Verkaufsziffer von über hunderttausend Stück – und das will in Dänemark etwas heißen.

Jean Genet, der vielgefeierte und vielgeschmähte französische Dramatiker („Zofen", „Balkon", „Neger"), hat ein Drehbuch zu dem Film „Fräulein" geschrieben. Sein neuestes Schauspiel „Die Mutter" wird am Berliner Schillertheater noch in diesem Jahr herauskommen.



Rut Brandt: „Über Politik spricht . . .

. . . mein Mann"

Ganz ohne Frauen geht es nicht

auch nicht in der Weltpolitik

Reden die Frauen in der Weltpolitik auch ein Wörtchen mit? Wir hören die empörten Ausrufe unserer Leserinnen: „Welch ein Hohn! Für uns langt es doch höchstens — und das im Zeitalter der Gleichberechtigung — zum Staatssekretär-Posten, in anderen Ländern vielleicht noch zum Botschafteramt oder weniger einflußreichen Ministersessel."

Gewiß! Und dennoch, an den Fäden der Weltpolitik haben keineswegs immer die äußerlich so mächtigen Könige oder Staatsmänner selbst gezogen. Erst eine spätere Generation erfuhr dann von grauen Eminenzen und auch von Frauen, von denen freilich im Geschichtsunterricht nicht die Rede zu sein pflegt. Und sind nicht unsere „Großen" auch nur Menschen und — Ehemänner? Wenn im trauten Heim eines dieser Mächtigen einmal der Haussegen schief hängt, sollte sich das nicht vielleicht doch auf die Politik auswirken? Umgekehrt — wir wissen es von Madame de Gaulle — kann sich der besänftigende Einfluß einer liebenden Frau auch günstig auswirken auf die einsamen Entschlüsse eines Staatsmannes.

Wer weiß, wie oft schon die Frauen der „Großen" die Welt vor manchem Unheil bewahrt haben!



„Mamie Eisenhower", 63 Jahre

Verheiratet seit: 44 Jahren
Kinder: Zwei, erster Sohn starb an Scharlach
Herkunft: Dritte Tochter eines Vieh- und Getreidehändlers
Eigenschaften: Sehr sparsam, kocht nicht gern
Sonstiges: Lebt lieber auf dem Land als im Weißen Haus. Ungewöhnlich populär. Politisch nicht tätig: „Ich verfasse keine weltpolitischen Küchenrezepte."



Madame de Gaulle, 59 Jahre

Verheiratet seit: 30 Jahren
Kinder: Drei, Tochter Anne starb mit 20 Jahren
Herkunft: Tochter eines Industriellen
Eigenschaften: Sehr bescheiden, scheut die Öffentlichkeit
Sonstiges: Bemerkung eines Freundes der Familie: „Die wenigsten wissen, wie sehr de Gaulle seelisch auf seine Frau angewiesen ist."



Nina Petrowna Chruschtschow, 60 Jahre

Verheiratet seit: Ungefähr dreißig Jahren
Kinder: Drei
Beruf: Lehrerin für Sozialwissenschaft
Eigenschaften: Natürliches, mütterliches Wesen, keine Freundin der Hausarbeit
Sonstiges: Tritt bei offiziellen Empfängen in Moskau selten in Erscheinung. Außerordentlich besorgt um ihren Mann.



Jovanca Broz-Tito, 36 Jahre

Verheiratet seit: Acht Jahren
Kinder: Keine
Beruf: Partisanenkämpferin, bei Kriegsende Leutnant, später Major. Arbeitete im Privatsekretariat Marschall Titos.
Sonstiges: Fällt durch ihren Charme, ihre Eleganz und Intelligenz auf.

Tahia Nasser, Alter unbekannt

Verheiratet seit: 16 Jahren
Kinder: Drei Söhne und zwei Töchter
Herkunft: Tochter eines Teppich-Kaufmanns
Eigenschaften: Sehr scheu, lebt der islamischen Tradition gemäß sehr zurückgezogen. Läßt sich selten fotografieren.
Sonstiges: Kümmert sich nicht um Politik.



Ganz ohne Frauen geht es nicht



Wilhelmine Lübke, 64 Jahre

Verheiratet seit: 31 Jahren
Kinder: Keine
Beruf: Studienrätin, spricht vier Sprachen, lernt Russisch

Herkunft: Tochter eines Bergwerksbeamten
Charakter: Freundlich, aber energisch
Sonstiges: An der Politik interessiert. Trat unlängst vor indischen Studenten für die Entwicklungsländer ein.

So sah es einmal aus in Agadir, der berühmten marokkanischen Hafenstadt, die in den letzten Jahren den Ruf erworben hatte, einer der elegantesten Badeorte an der afrikanischen Küste zu sein. Die Titanenfäuste urweltlicher Kraft haben das Gebilde von Menschenhand in Sekunden wie ein Kartenhaus zusammenstürzen lassen. Sehen Sie dort auf dem Bild aus schöneren Tagen rechts die Zapfsäule? Genau davor steht der Soldat mit der Maske vor dem Mund, und die Trümmer, die den Wagen begraben haben, sind die Reste des modernen Hauses (kleines Bild rechts). Unter diesem Steinberg liegen Menschen. Verwundet? Tot? Ein Achselzucken beantwortete meine Frage. Vor meinen Füßen ein paar Ratten. Wieder werde ich an das Buch „Die Pest" von Camus erinnert. Gestern abend sprachen sie im Flugzeug schon davon. Wir schlafen nämlich in der Kabine. Wo sollten wir in der zerstörten Stadt auch eine Unterkunft finden, außerdem ist ein Flugzeug noch der sicherste Platz.

Das war Agadir

„Ich komme aus der Wüste des Todes" – Ein Exklusiv-Bericht unseres Reporters Mickey Bohnacker



Mickey Bohnacker: „Nie sah ich Grauenvolleres, nicht einmal im Krieg."

Stumm starrten die jungen Männer im Flugzeug neben mir aus dem Kabinenfenster auf die Ruinenwüste, die sich unter ihnen ausbreitete, stumm blickte auch ich auf jene Stadt, von der heute die ganze Welt spricht – Agadir. Achtundvierzig Stunden war ich in der Wüste des Todes. Ich kletterte über Trümmer, und wußte: Unter mir, ein oder zwei Meter, liegen Tote. Ich stand an riesigen Massengräbern. Ich blickte in die schmerzverzerrten Gesichter der Verwundeten. Ich sah schwarzgekleidete Frauen mit trüben Augen stumm auf felsgrauem Gestein hocken, und ich sah Szenen tränenüberströmender Wiedersehensfreude. Ich floh vor Plünderern und mordgierigen Schakalen. Ich komme aus der Stadt, deren furchtbares Schicksal uns an die Zerbrechlichkeit von Menschenwerk erinnert.







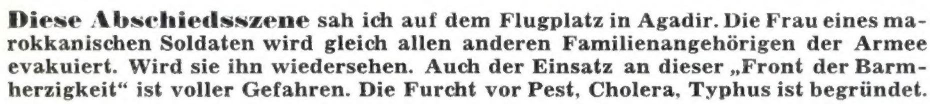
Unermüdlich flog die Luftwaffen-Transportstaffel der Bundeswehr Helfer und Versorgungsgüter nach Agadir. Und überall, wo die Maschinen mit dem Balkenkreuz zwischenlandeten, wurden die deutschen Soldaten mit unerwarteter Herzlichkeit begrüßt. Die Katastrophe von Agadir hat den europäischen Familienzwist in den Hintergrund gedrängt. Ich sah zwischen den Trümmern dieser unglücklichen Stadt keine Amerikaner, Engländer, Franzosen oder Deutsche, sondern nur noch Menschen, erfüllt vom edelsten aller menschlichen Triebe: zu retten, zu helfen, Not zu lindern.

◀ **Traurig** blicken mich die Augen dieses Mannes an. Seine gerettete Habe trug er hinaus aus der Stadt, in der nur noch die Toten wohnen. Die Grabesstille lastete unheimlich über dem weiten Trümmerfeld der Eingeborenenviertel. Plötzlich erschrak ich. Mitten in dieser Steinwüste tickte ein Wecker. Ich bückte mich und entdeckte einen Personalausweis. Ich erblickte das Bild eines Mannes, der vielleicht nur eine Armlänge entfernt von mir unter dem Gestein lag.

◀ **Millionäre,** wohlhabende Globetrotter und deutsche Touristen schliefen in dem eleganten Luxushotel „Saada" am Vorabend der Katastrophe mit dem Gefühl eines glücklich verlebten Urlaubstages ein. Viele erwachten nicht mehr.

Das war Agadir

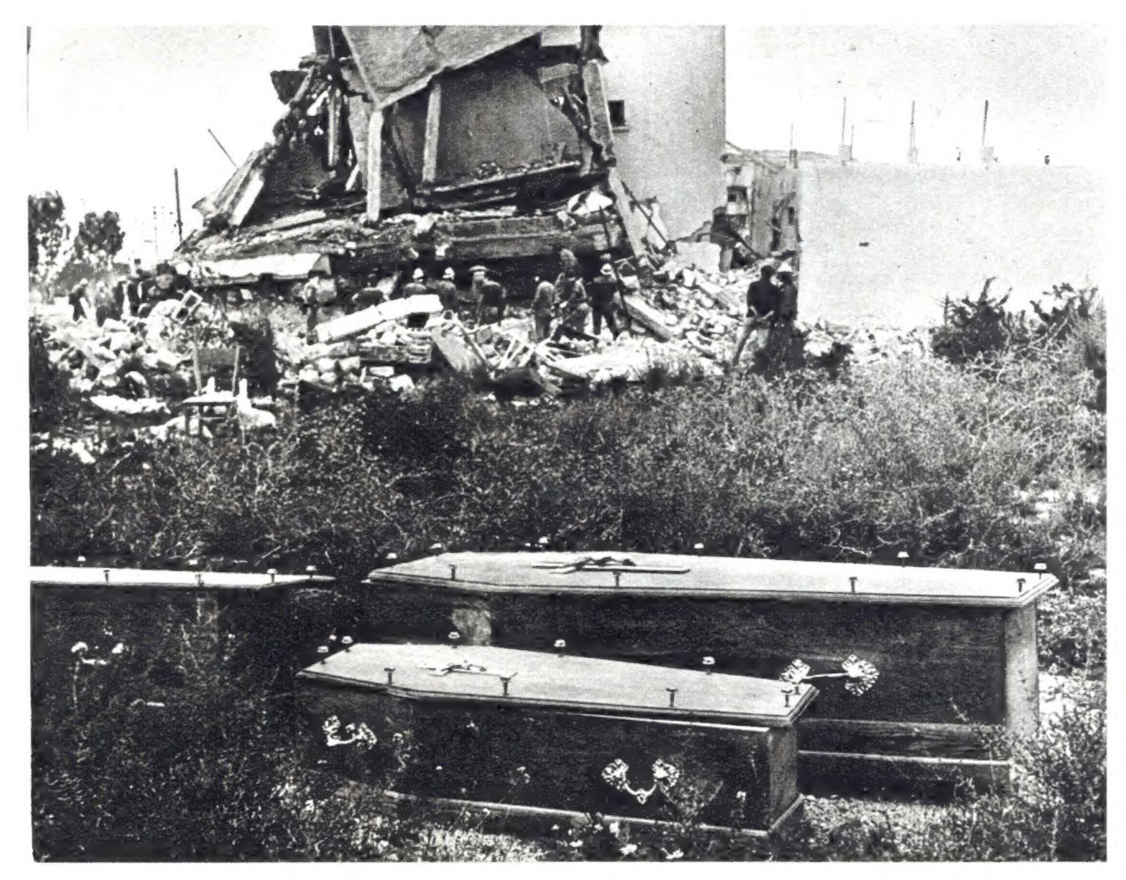




Diese Abschiedsszene sah ich auf dem Flugplatz in Agadir. Die Frau eines marokkanischen Soldaten wird gleich allen anderen Familienangehörigen der Armee evakuiert. Wird sie ihn wiedersehen. Auch der Einsatz an dieser „Front der Barmherzigkeit" ist voller Gefahren. Die Furcht vor Pest, Cholera, Typhus ist begründet.



Eine schwere Verantwortung trägt Kronprinz Mulay Hassan, dem die Entscheidung oblag, ob angesichts des zunehmenden Verwesungsgeruchs die Rettungsaktionen eingestellt werden sollten. Aber das Wimmern, das auch noch nach Tagen aus den Trümmern drang, veranlaßte die Retter zu immer neuen Anstrengungen.



Nur für die reichen Leute. Ich blickte hinüber zu dem Haus, dessen Bewohner nun in einem engeren Gehäuse letzten Aufenthalt ihres irdischen Daseins nehmen sollten. Und ich mußte mich belehren lassen, daß auch eine gewaltige Katastrophe nicht den Standesunterschied löscht. Särge gab es anfangs nur für reiche Leute.

Die größten Erdbeben der Neuzeit

1755: Lissabon
sank in Schutt und Asche. 30000 Menschen starben innerhalb von 5 Minuten.

1906: San Franzisko
wurde zerstört. 1000 Tote wurden aus den Trümmern geborgen.

1908: Messina
fiel in Trümmer. Ein gewaltiger Brand vernichtete die Stadt restlos. 80000 Bewohner kamen dabei ums Leben.

1923: Tokio
wurde dem Erdboden fast gleichgemacht. Rund 250000 Einwohner fielen diesem größten Beben der japanischen Geschichte zum Opfer.



Wir haben einen Toten gefunden. Der französische Matrose gab über Sprechfunkgerät diese Mitteilung weiter. Ich blickte hinüber zu der Wand, an der noch die Film-Plakate hingen. Welch ein erschütternder Kontrast — Elvis Presley in dieser Welt des Untergangs! Aber vor ein paar Tagen gab es auch hier noch glückliche, ahnungslose Menschen. Wer denkt schon daran, daß er sterben muß?



In einer Nacht zu Waisen geworden. Matrosen kümmerten sich um diese ärmsten Geschöpfe, die die Mutter und den Vater verloren haben. Man sagte mir, daß man bisher über 1100 elternlose Kinder gezählt habe. Ich habe sie kauern sehen auf den Trümmern, die vor wenigen Stunden noch ihre Heimat war. Aber keine Klage kam über ihre Lippen. Sie begriffen es gar nicht, daß sie alles verloren hatten.



Der Weg ins Massengrab. Amerikanische Bulldozer hatten zwischen Stadt und Flughafen meterbreite Furchen in die marokkanische Erde gegraben. Und dann rollten sie heran, die Lkw mit ihrer schrecklichen Fracht. Ich sah, wie sie das Tuch von den Toten nahmen, wie sie die Opfer hineinlegten und dann — ja, dann schob der Bulldozer die aufgewühlte Erde vor sich her . . . auch so begrub man die Toten.



Ich rang nach Luft. Von den Lkw sprühten sie dichte Nebelwände von DDT über die Trümmerfelder. Der beizende chlorähnliche Geruch reizte zu wüsten Hustenanfällen, die Augen tränten. Wir durften die Stadt ohnehin nur noch mit einer Gesichtsmaske betreten, aber auch durch diesen Schutz aus Mull und Watte drang der widerlich süße Verwesungsgeruch. Über unseren Köpfen zogen Geier ihre Kreise.

„Man wird uns einmal



Die Potsdamer Konferenz

Churchill:
„Wenn wir für die Bevölkerung des Ruhrgebietes nicht genügend Lebensmittel haben, werden sich dort Verhältnisse wie in den deutschen Konzentrationslagern herausbilden."

Wenn es nach Churchill gegangen wäre – acht Millionen Deutsche wären nicht aus den Ostgebieten vertrieben worden. Die politische Vernunft veranlaßte Churchill, sich auf der Potsdamer Konferenz leidenschaftlich gegen die unnachgiebigen Forderungen Stalins zur Wehr zu setzen.

Lesen Sie in unserem heutigen Bericht diese dramatische Auseinandersetzung, die das Schicksal von Millionen Deutschen besiegelte.



„Ich verstehe nicht, was diese Leute wollen!" erklärt Stalin ärgerlich und blickt finster in den Kreis der Staatsmänner und Minister, die um den runden Tisch der Potsdamer Konferenz versammelt sind. Der englische Premierminister Churchill hat sich soeben für die 140 alliierten Pressevertreter eingesetzt, die bisher von den Verhandlungen ausgeschlossen sind.

Der amerikanische Präsident Truman, der aus einem Lande kommt, in dem die Pressefreiheit eines der Fundamente der Demokratie ist, gibt dennoch zu bedenken:

„Der Krieg ist ja nicht zu Ende, im Stillen Ozean wird noch gegen Japan gekämpft. Wir können deshalb nicht vor den Augen der Öffentlichkeit damit zusammenhängende Probleme behandeln, die im Interesse des Krieges geheim bleiben müssen."

„Ich habe mich nur als Opferlamm angeboten", erwidert Churchill lachend. Doch seine Mitarbeiter spüren, wie gequält dieses Lachen ist. Sie wissen, daß es dem Premierminister recht Ernst mit seinem Vorschlag gewesen ist.

Nach Schluß der Konferenz wird er seinen Mitarbeitern erklären:

„Ich habe mich gefügt, aber ich glaube, daß es falsch war. Eine ganze Reihe von Problemen sollte erst öffentlich diskutiert werden, bevor wir hier irgendwelche Beschlüsse fassen. Ich befürchte, man wird uns einmal vorwerfen, wie falsch wir alles gemacht haben…"

Eine schamlose Lüge

Nachdem Stalin mit einer verächtlichen Handbewegung die Frage beiseite geschoben hat, ob die kleineren Mächte mit zu den Beratungen heranzuziehen seien, beginnt man, über Deutschland zu sprechen: der amerikanische Außenminister Byrnes fordert eine Klärung des politischen Begriffs Deutschland.

Als wolle er die Wichtigkeit dieses Problems besonders betonen, erhebt sich Churchill. Seine gedrungene Gestalt hinter dem runden Tisch wirkt bullig, und mit einem drohenden Unterton in der Stimme fragt er:

„Was verstehen Sie unter Deutschland?"

Der russische Dolmetscher Pawlow übersetzt die Bemerkung. Schon in der nächsten Sekunde antwortet Stalin:

„Deutschland ist, was es durch den Krieg geworden ist. Ein anderes Deutschland gibt es nicht. Österreich gehört nicht zu Deutschland."

Präsident Truman ist der Meinung, man sollte das Deutschland von 1937 ins Auge fassen, aber auch hier schlägt Stalin sofort zurück, ohne auch nur eine Sekunde überlegen zu müssen:

„Abzüglich dessen, was Deutschland 1945 verloren hat."

Kein Mitglied der angelsächsischen Delegationen versteht in diesem Augenblick den hintergründigen Sinn dieses Einwurfs. Es fällt nicht einmal auf, wie ausgezeichnet der sowjetische Generalissimus präpariert ist. Nur Truman antwortet harmlos: „Deutschland hat 1945 alles verloren!" Gerade damit fängt er den Vorstoß ab.

Gereizt erwidert Stalin:

„Wir können doch nicht den Krieg ignorieren! Der deutsche Staat existiert nicht mehr, er hat keine definierten Grenzen, keine Armee, keine Grenzpolizei! Es gibt nur vier Besatzungszonen! Wollen Sie etwa die Sudetengebiete, die 1938 der Tschechoslowakei entrissen worden sind, als Teil Deutschlands betrachten? Die Sowjetunion hat dieses Abkommen nie anerkannt!"

Der letzte Satz ist eine schamlose Lüge. Doch niemand wagt, Stalin offen zu widersprechen, um nicht seinen Ärger zu erregen. Richtig ist nur, daß die Sowjetunion bei der Konferenz im Oktober 1938 nicht vertreten gewesen ist. Die Ergebnisse dieser Konferenz hat sie später bedenkenlos anerkannt.

Dem Gesandten der Tschechoslowakei in Moskau ist bereits 1939 der diplomati-

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 46)

Neuer Roman

Schicksal

Die Geschichte tapferer Herzen in einem Labyrinth unserer Zeit / Von Edda Bars

Weiße und rote Lichter tanzen über eine riesige Fassade: „Kaufhaus Palm . . . Kaufhaus Palm wird Sie nie enttäuschen." Die breiten Eingänge des Warenhauses sind weit geöffnet. Jeder darf eintreten in das moderne Schlaraffenland, diese seltsame Welt aus Geschäft und Phantasie. Wird auch jeder das Warenhaus so verlassen können, wie er eingetreten ist? Drinnen schieben und drängen sich die Menschen. Wie Lava, langsam und zäh, ergießt sich die Menge zwischen die Verkaufsstände, auf die Rolltreppen und in die Fahrstühle. Es riecht nach nassen Kleidern und Parfüm, nach Staub, Leder, Lebensmitteln und Kaffee. Die Gesichter der Besucher scheinen irgendwie alle miteinander verwandt zu sein . . .



it der Menge läuft eine kleine zierliche Frau in grauem Kleid und loser blauer Jacke. In Aussehen und Benehmenunterscheidet sie sich kaum von der Hausfrau, die neben ihr geht. Nur daß sie keinen Mantel trägt.

Sie hat ein freundliches, für ihr Alter noch jugendliches Gesicht, blonde hochgesteckte Haare und lebhafte braune Augen.

Wie alle anderen bleibt sie interessiert an den Verkaufstischen stehen, beobachtend und aufmerksam.

Aber ihr Blick gilt nicht den ausgestellten Waren. Sie sieht nur auf die Hände, die prüfend und gierig nach den vielen verlockenden Dingen greifen.

Frau Wagner ist die Chef-Detektivin des Warenhauses.

„Entschuldigen Sie bitte", sagt sie höflich und versucht sich einen Weg zu dem Tisch mit den Pullovern zu fünf Mark neunzig zu bahnen. Aber die Menschen stehen wie eine Mauer.

Frau Wagner stellt sich auf die Fußspitzen. Aber sie sieht nur Hände, Pullover und zwei erschöpfte Verkäuferinnen, die machtlos gegen hundert fragende, wühlende, schimpfende Kundinnen ankämpfen.

Kurz entschlossen wendet sich die Detektivin an eine Frau, die zwei Pullover hin- und herschwenkt.

„Wollen Sie die kaufen?"

„Ja, aber die Verkäuferin schreibt mir ja keinen Kassenzettel."

„Einen Moment." Frau Wagners Stimme wird jetzt laut. „Fräulein Inge, bitte zwei Pullover ausschreiben."

Die Verkäuferin horcht auf, schreibt und gibt den Zettel weiter.

„Danke schön", sagt die Kundin überrascht.

Die Detektivin nimmt selbst die Pullover und trägt sie zur Ausgabe. Dann eilt sie weiter.

*

Das Erdgeschoß hat siebentausend Quadratmeter und das Warenhaus sechs Stockwerke. Zum Glück ist der Dachgarten darüber jetzt geschlossen.

Plötzlich bleibt Frau Wagner stehen.

Am Nord-Eingang, bei den Tischen für Gelegenheitskäufe und Andenken, steht ein Junge, vielleicht zwölf Jahre alt. Er nimmt ein Taschenmesser mit Münchener Wappen aus dem Kasten, betrachtet es eingehend, sieht die Verkäuferin an, die gerade mit einem Kunden spricht, und schaut sich vorsichtig um.

Dann ein kurzer innerer Kampf – und das Taschenmesser verschwindet in der Hosentasche.

Die Detektivin ist mit ein paar Schritten neben ihm.

„Gib das Taschenmesser wieder heraus!"

Der Bub zuckt zusammen und will fortlaufen. Aber Frau Wagner hält ihn mit eisernem Griff fest. Da er das Messer nicht herausgeben will, zieht sie es ihm selbst aus der Tasche und wirft es wieder in den Kasten.

Einige Frauen bleiben stehen. Als sie sich einmischen wollen, zieht Frau Wagner den Jungen mit sich fort.

Abseits, bei einem Pfeiler, bleibt sie mit ihm stehen.

„So. Wie heißt du?"

Er senkt den Kopf und schweigt. Die Augen sind auf den Boden geheftet, der Mund fest geschlossen.

„Kannst du nicht sprechen?"

Wieder Schweigen.

„Soll ich einen Polizisten holen?"

Nach einer Weile schüttelt der Bub heftig den Kopf.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 16)





„Kommen Sie!" Dr. Linde hebt die Fahrstuhlführerin Christine wieder auf und trägt sie rasch zum Personalausgang. Johanna und Frau Wagner können kaum folgen, so schnell geht er. Zeichnung Grazioli

Schicksal Warenhaus

„Na also. Dann werden wir uns unterhalten. Wie heißt du nun?“

Kaum hörbar kommt die Antwort:

„Heinz Lohmeyer.“

„Gehst du noch zur Schule, Heinz?“

Stummes Kopfnicken.

„Da hast du doch auch die zehn Gebote gelernt, nicht wahr? Wie heißt das fünfte Gebot?“

Der Junge sieht erstaunt auf, wird feuerrot und senkt schnell wieder den Kopf.

„Nun, wie heißt es?“

Wieder Schweigen. Die Lippen des Jungen sind so fest zusammengepreßt, daß auf seinen runden Backen Grübchen erscheinen. Die Frau läßt nicht locker:

„Es gibt Menschen, die ins Gefängnis kommen, weil sie das siebente Gebot vergessen haben. Willst du auch zu ihnen gehören?“

Der Bub kämpft mit sich, mit dieser fremden Frau, mit seinem Trotz und seiner Angst.

„Sag es, Heinz. Es ist sehr wichtig, daß du es sagst.“ Ihre Stimme klingt ernst und herzlich.

Er ist jetzt ganz bleich geworden vor Erregung. Aber er bleibt steif und stumm.

„Ich kann dich nicht gehen lassen, bis du es gesagt hast. Und du willst doch gehen, nicht wahr? Also komm und sag es.“

Es dauert noch eine ganze Weile, bis der Junge endlich unter großer Anstrengung hervorstößt:

„Du – sollst – nicht – stehlen.“

Ein befreites Lächeln geht über Frau Wagners Gesicht. Sie faßt den Buben beim Kinn und hebt seinen Kopf.

„Nun sieh mich mal an. Und sag es noch einmal. Dann darfst du gehen – und niemand wird jemals erfahren, was du tun wolltest.“

Langsam schlägt der Junge die Augen zu ihr auf. Und jetzt, unter ihrem gütigen Blick, sagt er es noch einmal:

„Du sollst nicht stehlen.“

Sie greift in seine dicken braunen Haare.

„Vergiß es niemals, Heinz. Niemals!“

Dann läßt sie ihn laufen.

Sie blickt ihm nach, wie er davonrennt und aus dem Ausgang stürzt. Sie blickt ihm noch nach, als er längst nicht mehr zu sehen ist.

Sie muß an ihren Sohn denken, den sie damals auf der Flucht verloren hat. Fast achtzehn Jahre müßte er heute sein. Ob er noch lebt?

Sie fühlt sich plötzlich sehr müde. Die geschwollenen Füße schmerzen. Die Augen brennen von dem künstlichen Licht.

„Beginnen wir wieder von vorn“, sagt sie zu sich selbst.

*

Die Fahrstühle sausen hinauf und hinunter, speien Menschen aus und nehmen die Wartenden auf.

Fahrstuhl drei landet soeben wieder im Parterre.

Die Schiebetür öffnet sich, und zwischen Köpfen, Schultern und Mänteln taucht das blasse junge Gesicht der Fahrstuhlführerin auf. Die leichte Gestalt im hellblauen Kittel wird von den drängenden Menschen hin- und hergeworfen und versteckt sich schließlich hinter der Tür. Nur die kleine Stupsnase ist noch zu sehen — und die großen dunkelblauen Augen, die hilflos dem Andrang entgegen blicken.

Die Detektivin tritt als letzte in den Fahrstuhl.

„Grüß dich, Christine“, sagt sie kaum hörbar.

Und ebenso leise antwortet das junge Mädchen:

„Frau Wagner...“

Über ihr hübsches Gesicht geht für einen Moment ein Lächeln. Dann bedient sie den Hebel und sagt das erste Stockwerk an.

Frau Wagner muß das Mädchen immer wieder ansehen.

Das Profil, das sie ihr jetzt zuwendet, ist noch ganz kindlich. Vielleicht durch die leicht geöffneten, vollen Lippen, die reizende Nase, die widerspenstigen Locken, die ihr in die Stirn fallen und die hellblaue Schleife, mit der sie ihre weichen aschblonden Haare am Hinterkopf zusammenhält. Aber die Art, wie sie den Kopf wendet, um einem Fahrgast Auskunft zu geben, der Ernst, mit dem sie ihren Dienst tut, zeigt schon eine selbständige kleine Persönlichkeit.

„Sechster und oberster Stock. Spielwaren, Elektrogeräte, Lebensmittel, Erfrischungsraum.“

Christines helle Stimme klingt müde und erschöpft. Aber sie lächelt tapfer, als Frau Wagner sie fragend ansieht.

Die Detektivin steigt zögernd aus, möchte noch etwas sagen. Aber die Menschen haben sich schon wieder zwischen sie und das Mädchen gedrängt. Die kleine Fahrstuhlführerin lehnt sich haltsuchend gegen die Holzwand.

Dann geht es wieder abwärts.

Während sich der Fahrstuhl im Parterre leert und wieder füllt, läuft Christine einen Moment zu einer Verkäuferin hinaus.

„Hast du noch nicht gehört, ob ich abgelöst werde?“

„Bis jetzt noch nicht, Christl. Aber wenn ich irgend kann, geh ich nochmal zum Chef.“

„Bitte!“

Das Wort und die Augen sagen alles. Dann läuft Christine schnell zu ihrem Fahrstuhl zurück.

*

Frau Wagner hat den sechsten Stock bald durchquert. Die große Elektroabteilung interessiert sie nicht. Kühlschränke und Fernsehapparate können die Menschen nicht in die Tasche stecken.

Nur im Erfrischungsraum gibt es immer etwas zu tun. Eine Warenhaus-Detektivin soll ja nicht nur das eigene Haus, sondern auch die Kundschaft vor Diebstählen schützen. Auch jetzt entdeckt sie wieder offene Handtaschen, die achtlos auf dem Stuhl abgestellt sind, während die Besitzerin Kuchen aussucht oder sich mit der Nachbarin unterhält.

Sie macht einige Frauen auf den Leichtsinn aufmerksam. Dann eilt sie wieder durch die Spielwarenabteilung. Eigentlich könnte sie jetzt die Treppe zum fünften Stock hinuntergehen. Aber die kleine Fahrstuhlführerin geht ihr nicht aus dem Sinn.

„Ich muß noch einmal nach Christine sehen“, murmelte sie vor sich hin. In den vielen Jahren des Alleinseins hat sie sich angewöhnt, mit sich selbst zu sprechen.

Wieder warten viele auf den Fahrstuhl.

Als er endlich ankommt, kann Frau Wagner zuerst nichts sehen. Da endlich. Christine.

Sie blickt jetzt nicht mehr erstaunt oder erschreckt in die drängende Menge. Sie ist starr, unbeweglich, unbeteiligt an allem, was um sie vorgeht.

„Ist Ihnen nicht gut, Christine?“

Das Mädchen sieht Frau Wagner nur an. In ihren Augen schimmern Tränen. Mechanisch schließt sie die Tür. Mechanisch bedient sie den Hebel.

„Dritter Stock“, sagt sie beinahe unhörbar. Es ist erst der fünfte.

Zwei Frauen steigen noch ein. Der Fahrstuhl setzt sich wieder in Bewegung. Und dann geschieht es.

Christines Hand löst sich zögernd vom Hebel, ihr Kopf fällt zur Seite. Sie sinkt lautlos um.

Einen Moment lang herrscht absolute Stille. Dann greifen Frau Wagners Hände nach Christine. Im selben Augenblick ertönt hinten an der Wand ein gellender Aufschrei.

Irgend jemand stellt am Hebel herum. Der Fahrstuhl fährt wieder aufwärts.

Hysterische Schreie. Rufen. Stoßen. Eine Frau hämmert wie verrückt an die Tür.

Frau Wagner, die das bewußtlose Mädchen in den Armen hält, richtet sich mühsam auf und nimmt den Hebel in die Hand.

Der Fahrstuhl hält im nächsten Stock.

Alles stürzt verstört hinaus. Nur die Detektivin, ein Mann und eine Frau bleiben mit Christine zurück.

Zwei Verkäuferinnen kommen gelaufen und beugen sich erschreckt über die Bewußtlose.

„Lebt sie?“ fragt die eine angstvoll.

Frau Wagner zuckt zusammen. Dann herrscht sie das Mädchen an:

„Holen Sie lieber den Werkarzt. Dr. Linde. Schnell.“

Die Verkäuferin läuft davon. Die Zurückgebliebenen bemühen sich um Christine.

*

Durch das Menschengewimmel bahnt sich ein großer, dunkelhaariger Mann schnell den Weg zum Fahrstuhl drei.

Er hebt mühelos die kleine Fahrstuhlführerin auf, dankt den Helfern und trägt sie durch die aufgeregt tuschelnde Menge. Vor ihm geht Frau Wagner und bittet die Umstehenden höflich um Platz.

Sie kommen jetzt in einen ruhigeren Seitenflügel. Der Arzt stößt die erste Tür auf.

Die Stille, die die drei Menschen nach dem Lärm umfängt, ist verwirrend.

Jeder Laut ist hier zu hören. Das leise Knarren des weißbezogenen Sofas, als der Arzt Christine hinlegt, das Lösen der Gürtelschnalle, des Kittels und des Rocks. Frau Wagner hat geschickt dabei geholfen. Jetzt tritt sie zurück.

Der Arzt fühlt den Puls der Kranken. Zwischendurch, wohl um den Grad ihrer Bewußtlosigkeit zu prüfen, hebt er ihre geschlossenen Augenlider.

Ohne den Blick von ihr zu lassen, geht er ein paar Schritte zum Medizinschrank und nimmt eine kleine helle Flasche heraus. Er hält sie der Ohnmächtigen erst unter die Nase und beginnt dann mit der stark riechenden Flüssigkeit Stirn und Herz einzureiben.

Er arbeitet schnell und doch sehr ruhig.

Sein schmales, anscheinend vom Skifahren gebräuntes Gesicht verrät wenig. Frau Wagner scheint er fast vergessen zu haben.

Sie beobachtet interessiert die Arbeit des Arztes, sieht besorgt auf das bleiche Gesicht der Kranken – und fühlt sich überflüssig.

Sie will gerade fortgehen, da erwacht Christine aus ihrer tiefen Ohnmacht.

Das erste Lebenszeichen ist ein leises Bewegen der blutleeren Lippen. Es sieht aus, als wollte sie sprechen. Aber kein Laut ist zu hören.

Der Arzt stellt die Flüssigkeit beiseite und beugt sich über das Mädchen. Der Ausdruck seines Gesichts ist gespannt und durchdringend.

Nach wenigen Sekunden schlägt Christine die Augen auf. Ihr Blick kommt irgendwo von weit her. Fängt sich im Licht. Sie sieht.

Unsicher tasten ihre Augen das Gesicht des Arztes ab. Sie scheint sich noch nicht klar darüber zu sein, ob sie hier einen Traum erlebt oder die Wirklichkeit.

Aber dann kommt Erkennen in ihren Blick – und dann ein Leuchten. Der Glanz, der von ihren Augen ausgeht, gleitet über ihr ganzes Gesicht. Auf einmal haben ihre Wangen und Lippen wieder Farbe. Ihre gefrorenen Züge verwandeln sich in ein Lächeln.

Die Veränderung ist so erstaunlich, daß der Arzt annimmt, sie verwechsele ihn mit einer anderen Person.

„Ich bin Dr. Linde“, stellt er sich vor. „Sie hatten einen Ohnmachtsanfall. Aber jetzt ist alles vorbei. Wie fühlen Sie sich?“

Seine Stimme ist dunkel und weich. Sie kontrastiert seltsam zu der strengen Erscheinung.

„Gut“, antwortet Christine leise.

In diesem Augenblick wird die Tür aufgerissen. Ein Mädchen im hellblauen Kittel stürzt herein. Ohne den Arzt und Frau Wagner zu beachten, läuft sie zu Christine und kniet neben ihr nieder.

„Christl...“

„Johanna“, sagt Christine nur.

Der Arzt beobachtet die beiden überrascht. Aber immer wieder bleibt sein Blick an Johanna hängen.

Das Gesicht der Verkäuferin ist von seltener Ebenmäßigkeit. Die kastanienbraunen Haare sind aus der hohen Stirn gekämmt und fallen am Hals in eine Innenrolle. Die schmale, gerade Nase läuft in dunkle, hochschwingende Augenbrauen aus. Darunter zwei klare, saphirblaue Augen. Das Schönste an diesem Gesicht aber ist der Mund...

Johanna sieht fragend zu dem Arzt auf:

„Wie geht es meiner Schwester?“

„Ihrer Schwester?“ Dr. Linde stutzt.

Die Ähnlichkeit der Augen, der Gesichtszüge ist bei näherer Betrachtung unverkennbar. Aber ebenso deutlich erkennt man auch den Gegensatz des Charakters und Temperaments. Johanna ist nicht nur älter und reifer; in ihrem Gesicht liegt etwas Verschlossenes, Herbes, das besonders eindrucksvoll von Christines kindlicher Offenheit absticht.

„Ihre Schwester ist ohnmächtig geworden“, antwortet der Arzt sachlich. „Nichts Schlimmes.“

„Aber das hatte sie noch nie.“

„Bei der schlechten Luft im Fahrstuhl ist das nicht verwunderlich. Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen.“

Johanna sieht ihn immer noch zweifelnd an.

„Ist die Arbeit nicht zu schwer für sie? Das Stehen den ganzen Tag und das ständige Auf- und Abfahren? Sie wird erst siebzehn.“

Dr. Linde überlegt einen Moment.

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie von jetzt ab bei Ihrer Arbeit sitzen können“, sagt er zu Christine.

„Wir haben schon einmal darum gebeten. Aber der Abteilungsleiter meinte, es geht nicht“, bemerkt Johanna.

„Ach, der Abteilungsleiter...“, sagt er ärgerlich. „Ich werde an Herrn Kommerzienrat Palm selbst schreiben.“

*

Wenn noch etwas Christines Bewunderung für den Arzt steigern konnte, so ist es der Name des Kommerzienrats Palm. Selbst Johanna sieht den Doktor überrascht und etwas skeptisch an.

Der märchenhaft reiche Warenhauskönig in Düsseldorf, von dem man sich die merkwürdigsten Geschichten erzählt, ist für die Mädchen eine so ferne, fast unwirkliche Gestalt, daß es beinahe undenkbar scheint, ihn zu kennen.

Aber Dr. Linde übersieht die Überraschung der beiden.

„Ich möchte, daß Sie möglichst bald nach Hause kommen, Fräulein... Wie ist Ihr Name, bitte?“

„Christine Benson.“

„Wo wohnen Sie, Fräulein Benson?“

„In der Elisabethstraße in Schwabing.“

„Mm...“

Er sieht einen Moment nachdenklich von einer zur anderen. Dann wendet er sich an Frau Wagner:

„Wäre es Ihnen möglich, Fräulein Benson zu begleiten? Ich kann leider jetzt nicht fort. Bei dem Andrang heute muß man mit Unfällen rechnen. Und die Patientin ist noch zu schwach, um sie mit der jungen Dame allein auf den Weg zu schicken.“

„Aber selbstverständlich“, erwidert Frau Wagner sofort.

Er neigt dankend den Kopf und sieht Johanna an.

„Darf ich Sie bitten, sich abzumelden und die Sachen Ihrer Schwester zu holen?“

Johanna nickt. Als sich ihre Augen treffen, wendet sie sich schnell um.

Frau Wagner kommt ihr nach und nestelt einen Schlüssel aus ihrer Jackentasche.

Schicksal Warenhaus

„Bitte, bringen Sie auch meinen Mantel mit."

„Gern. Entschuldigen Sie."

Johanna sieht sich zerstreut um und geht schnell hinaus. Dr. Linde blickt ihr versonnen nach. Dann nimmt er das Telefon.

Es ist ein langes Gespräch. Heute, bei dem Regen, ist es nicht leicht, einen Dienstwagen zu bekommen. Aber der Arzt ist hartnäckig. Nach einer Weile klingelt das Telefon: Der Wagen steht vor dem Eingang.

Aber Johanna ist noch nicht zurück.

Ungeduldig sehen alle auf die Tür.

Endlich kommt sie.

„Entschuldigen Sie, aber der Abteilungsleiter wollte mich nicht gehen lassen bei dem Betrieb. Ich sagte..."

„Kommen Sie", unterbricht Dr. Linde sie. „Wir wollen Ihre Schwester anziehen, damit uns der Wagen nicht davonfährt."

Trotz der Eile, mit der sich alle um Christine bemühen, sieht Dr. Linde immer wieder Johanna an.

Der helle Regenmantel und die blaue Baskenmütze stehen ihr überraschend gut und unterstreichen das Aparte ihrer Erscheinung.

„Fertig", sagt Frau Wagner erleichtert.

Dr. Linde nimmt Christine wieder auf den Arm und trägt sie so schnell zum Personalausgang, daß die beiden anderen Frauen ihm kaum folgen können.

Draußen regnet es noch immer. Der Arzt preßt Christine an sich und läuft zum Wagen.

„Nehmen Sie Fräulein Christine in die Mitte", ruft er den beiden zu. Dann legt er sie vorsichtig auf das Polster.

„Vielen Dank, Herr Doktor."

Christine möchte noch mehr sagen, aber Dr. Linde unterbricht sie.

„Machen Sie, daß Sie bald gesund werden", meint er fast brummig. Er wendet sich an Johanna: „Ihre Schwester muß immer bei offenem Fenster liegen. Auch nachts. Packen Sie sie gut ein."

Ehe sie antworten kann, schlägt er die Tür zu und gibt dem Chauffeur ein Zeichen.

*

Die Fahrt verläuft zunächst schweigend. Christine liegt mit geschlossenen Augen an der Schulter ihrer Schwester.

Johanna wagt sich nicht zu rühren. Nur hin und wieder gehen ihre Augen zu Frau Wagner.

„Vielen Dank, daß Sie mit uns gekommen sind."

„Das ist doch selbstverständlich."

Dann schweigen beide wieder.

Fast am Ziel neigt sich Johanna etwas vor.

„Würden Sie Christine ein kleine Weile halten, wenn wir da sind? Ich möchte nur hinauflaufen und meinen Vater holen."

„Gern. Aber vielleicht können wir sie auch allein nach oben bringen."

„Wir wohnen im fünften Stock", entgegnet Johanna.

„Fräulein Christine ist ja nicht so schwer."

Johanna öffnet die Lippen, aber sie sagt nichts.

„Wollen Sie nicht, das ich in Ihre Wohnung komme?" fragt Frau Wagner und sieht sich das junge Mädchen an.

„O nein... Natürlich können Sie das... Es ist nur... Mein Vater hat in unserer Wohnung eine Werkstatt eingerichtet."

Frau Wagner sieht sie überrascht an.

„Es ist keine gewöhnliche Werkstatt. Mein Vater ist..." Johanna macht eine kleine Pause „... Erfinder."

„Ein großer Erfinder", wirft Christine ein. Es ist das erste Wort, das sie auf dieser Fahrt sagt.

Im nächsten Augenblick hält der Wagen.

Der Fahrer springt heraus und hilft, Christine in den Hausflur zu tragen.

„Ich muß leider zurück", sagt er entschuldigend. „Sie sind so lange nicht gekommen, und ich sollte eigentlich jetzt schon in Nymphenburg sein."

Johanna nickt ihm beruhigend zu:

„Gehen Sie nur, wir schaffen es schon."

Doch das ist leichter gesagt als getan. Christine wird von Treppe zu Treppe schwerer.

Im vierten Stock bleiben sie noch einmal stehen. Johanna sieht Frau Wagner unsicher an.

„Bitte erschrecken Sie nicht. Mein Vater macht nur harmlose Experimente."

Oben, durch die Wohnungstür, kommt ein leises Summen. Es wird stärker, als sie durch den kurzen, dunklen Korridor gehen.

Und plötzlich ein Knall. Ein Summen. Ein neuer Knall.

Frau Wagner zuckt zusammen.

„Bitte keine Angst!" ruft Johanna und stößt die Tür zur Werkstatt auf.

Gleich darauf wird es ganz still.

Ein großer, breitschultriger Mann, der im ersten Augenblick wie ein Bär aussieht, blickt erstaunt und erschrocken hinter einem langen Tisch mit Werkzeugen und Maschinenteilen auf. Sein großer Kopf mit dem vollen, gutmütigen Gesicht richtet sich auf. „Nanu?" murmelt er. Dann läuft Herr Benson mit einer Behendigkeit, die man ihm bei seiner Körperschwere nicht zugetraut hätte, um den Tisch herum und auf Christine zu.

„Kind, was ist... Was ist passiert?"

Im gleichen Augenblick stürzt aus



„Können Sie mir bitte sagen, warum der Herr dort schreit?"

dem Nebenraum eine hagere, dunkelhaarige Frau und läuft mit einem Aufschrei zu Christine.

„Es ist nicht so schlimm", versucht Johanna die Eltern zu beruhigen. „Sie ist nur ohnmächtig geworden. Das Stehen..."

„Siehst du, das kommt von deinen Erfindungen", sagt die Mutter erregt zu ihrem Mann.

Der steht da wie vom Schlag getroffen. Seine Hand, die er noch eben nach Christine ausgestreckt hat, fällt schlaff herab.

Er starrt seine Tochter an und sagt kein Wort. Er steht noch so da, als Christine schon ins Schlafzimmer gebracht ist.

*

Frau Wagner bleibt in der großen Werkstatt zurück. Bewegt und verwirrt.

Da kommt Johanna wieder heraus.

„Wir haben Ihnen ja noch nicht einmal einen Stuhl angeboten", sagt sie erschrocken.

„Ist auch nicht nötig", beruhigt sie Frau Wagner. „Wir müssen doch gleich zurück."

Schweigend gehen sie nebeneinander durch den Regen zur Straßenbahn.

Plötzlich bleibt Johanna stehen.

„Bitte, nehmen Sie die Worte meiner Mutter nicht ernst. Wir schätzen unseren Vater alle so sehr. Es war nur die Aufregung."

„Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Ich verstehe das gut."

Dann gehen sie weiter.

Nach einer Weile fragt Frau Wagner:

„Sie lieben Ihre Schwester sehr, nicht wahr?"

Johanna sieht sie überrascht an.

„Natürlich. Wir waren immer zusammen. Nie einen Tag getrennt. Wir haben das gleiche Zimmer, sind in die gleiche Schule gegangen, und jetzt arbeiten wir im gleichen Warenhaus."

Frau Wagner wiegt nachdenklich den Kopf:

„Das ist eine Seltenheit..."

„Daß wir immer zusammen sind?"

„Nein, daß Sie sich so gut verstehen. Sonst gibt es gerade durch das dauernde Zusammenleben Spannungen..."

„Bei uns hat es noch nie Spannungen gegeben." Johanna lächelt. „Ich wüßte gar nicht, worüber."

„Hoffentlich werden Sie es nie wissen..."

Johanna zieht die Detektivin über den Fahrdamm. „Da drüben ist unsere Straßenbahn."

*

Eben waren sie noch zwei Menschen. Jetzt, als sie das Warenhaus betreten, tauchen sie wieder unter und versinken in dem riesigen Betrieb.

Frau Wagner beginnt ihren Rundgang vom sechsten Stock zum Parterre. Johanna eilt hinter ihren Kosmetikstand. Sie sind wieder Teilchen geworden, winzige Rädchen im großen Getriebe des Warenhauses.

Johannas Handrücken sind bald mit Lippenstiftspuren bedeckt; sie muß so den Kundinnen die Farbeffekte vorführen. Sie kommt nicht einmal dazu, sie abzuwischen. Bis halb sieben geht es ununterbrochen. Beratung. Verkauf. Fragen. Antworten. Sprechen. Lächeln. Sprechen.

Endlich hat die letzte Kundin den Stand verlassen.

Nun wird sie wieder Johanna Benson. Sie darf still sein, müde, traurig oder froh. Sie darf nach Hause gehen.

Hastig räumt sie die vorgeführten Töpfe und Schachteln vom Verkaufstisch.

Da hat sie das Gefühl, daß jemand sie beobachtet.

Sie sieht sich um – und die Puderschachtel fällt ihr aus der Hand.

Dr. Linde steht im Gang und sieht sie groß und ernst an.

Sie wendet sich schnell ab und schiebt ganz sinnlos ein paar Cremetöpfe hin und her.

Aber wieder wird ihr Blick von zwei dunklen Augen angezogen, die fast so verwirrt sind wie die ihrigen.

Er kommt jetzt die paar Schritte zu ihrem Tisch.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie erschreckt habe. Ich wollte mich nur erkundigen, ob Ihre Schwester gut nach Hause gekommen ist."

Johanna nickt.

„Ja, danke. Es ist alles gut gegangen."

Er sieht sie an. Man spürt deutlich, daß er noch etwas sagen möchte; aber dann schweigt er doch. Verlegen stehen sie sich gegenüber. Beide warten auf das Wort des anderen.

Schließlich verabschiedet er sich mit einer kleinen Verbeugung.

„Ich möchte Sie nicht aufhalten, Fräulein Benson. Falls irgend etwas nicht in Ordnung sein sollte, rufen Sie mich bitte an. Ich bin bis etwa 11 Uhr in der Universitätsklinik."

„In der Universitätsklinik?"

„Ja. Ich arbeite dort jeden Abend. Sie können mich immer erreichen..."

„Ich hoffe, es wird nicht nötig sein. Aber vielen Dank."

Sie sehen sich noch einen Moment an. Warten. Dann wendet sich der Arzt zum Gehen.

„Auf Wiedersehen – und gute Nacht."

„Auf Wiedersehn", erwidert Johanna leise.

*

Zu Hause sitzen die Eltern beim Abendessen in der Küche, als Johanna, noch im Mantel, hereinkommt.

„Wie geht es Christl?"

„Sie schläft", sagt die Mutter und steht auf, um das Essen zu wärmen.

Johanna gibt dem Vater einen Kuß auf die Wange.

„Guten Abend, Paps."

„Guten Abend, mein Kind."

„Guten Abend, Mutti."

Auch die Mutter bekommt einen Kuß.

Dann zieht Johanna sich aus und wäscht sich die Hände.

„Ist sie gleich eingeschlafen?"

„Etwa nach einer Stunde", antwortet der Vater. „Sie hat mir noch erzählt, wie alles gekommen ist. Dann ist sie still geworden."

Sein massiges Gesicht mit den struppigen Augenbrauen bekommt einen ganz eigenen Ausdruck.

„Christl sah wie ein Engel aus", sagt er langsam. „So... so glücklich."

Johanna blickt nachdenklich vor sich hin. Sie beachtet nicht einmal, daß die Mutter ihr den Teller hinstellt.

„Nun iß erst einmal, Hanna."

„Ich habe heute gar keinen Hunger, Mutti."

„Aber ein bißchen mußt du essen. Ich verstehe, daß dir die Aufregung auf den Magen geschlagen ist. Vater und mir ist es nicht anders gegangen."

Johanna ißt gehorsam ein paar Bissen, dann legt sie das Besteck beiseite.

„Es geht nicht, Mutti. Morgen hole ich alles nach."

Der Vater sucht besorgt Johannas Augen.

„Hast du sonst noch Kummer?"

„Es ist wirklich nichts, gar nichts. Ich bin eben ein bißchen müde."

„Ich wollte dich sowieso bitten, heute gleich ins Bett zu gehen", wirft die Mutter ein. „Falls Christl aufwacht..."

„Soll ich dir nicht noch helfen, Mutti?"

„Ich mache es schon allein. Geh nur."

Johanna bleibt noch einen Moment bei den Eltern sitzen, dann sagt sie Gutenacht.

Fast geräuschlos geht Johanna ins Bett.

Da klingt Christines helle Stimme in der Dunkelheit auf:

„Ich bin so glücklich, Johanna. Ich glaube, zum ersten Male in meinem Leben bin ich ganz glücklich."

Im Nu hat sich Johanna aufgerichtet.

„Ich denke, du schläfst?"

„Ich will nicht schlafen. Ich will nur daliegen und denken."

„Du mußt schlafen. Du hast es nötig, Christl."

Aber Christine überhört ihren Einwand.

„Ich habe über alles nachgedacht und weiß jetzt, warum alles so gekommen ist. Ich weiß, daß es Schicksal war, daß mir heute im Fahrstuhl schlecht geworden ist. Und es war auch Schicksal, daß ich zu dir ins Warenhaus gegangen bin."

„Wie kommst du darauf, Christl?"

Statt einer Antwort kommt eine Frage:

„Wie findest du Dr. Linde?"

Johanna schweigt lange. Und als sie schließlich spricht, zittert ihre Stimme ein wenig.

„Ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen. Sicherlich ist er ganz nett."

Christine sitzt jetzt aufrecht in ihrem Bett. Der fahle Schein des Mondes, der für einen Augenblick durch die Wolken getreten ist, liegt auf ihrem Haar.

„Hanna, ich muß dir etwas sagen", beginnt sie erregt. Aber dann schweigt sie. Endlich stößt sie hervor:

„Ich liebe ihn."

„Aber Christl!"

„Was du auch von mir denkst – ich liebe ihn und werde ihn immer lieben..."

(Fortsetzung folgt)

Der rostende Ruhm

Roman einer gefährlichen Karriere · Von HEINZ GÜNTHER-KONSALIK

„Ich möchte mich über die Technik meiner Mitarbeiter informieren," sagte Dr. Bergh. Er ging an ein Waschbecken, drehte den Hahn mit heißem Wasser auf und nahm die desinfizierende Seife. „Ich kann nur Herren um mich haben, auf die ich mich verlassen kann! Ein Chirurg muß alles können!"

Sie haben kennengelernt:

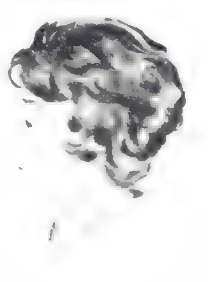


Doktor med. Martin Bergh, 47 Jahre alt, Urologe und unermüdlicher Kämpfer gegen den Krebs. Nach jahrelanger Mißachtung erhält er eines Tages die Hippokrates-Medaille für medizinische Großtaten. Mit einem Schlag ist er berühmt.



Gabriele Orth, Reporterin der Boulevardzeitung „Wiener Morgengruß", bringt als erste die Nachricht von Dr. Berghs Ehrung in die Öffentlichkeit. Noch ahnt sie nicht, daß jener kometenhaft aufgestiegene Arzt ihr zum Schicksal werden soll.

Das Kuratorium des Wiener St. Emmanuel-Hospitals. Als dessen Vertreter erscheinen drei Herren bei Bergh und bieten ihm eine Chefarztstelle an: der soignierte Baron v. Boltenstern, der steinreiche Konservenfabrikant Teschendorff und der biedere Möbelfabrikbesitzer Barnowski. Nach langem Zögern akzeptiert Bergh. Aber er hat insgeheim Angst vor den Anforderungen der Praxis. 15 Jahre lang hat er nicht mehr operiert . . .



Brigitte Teschendorff, eine lebensgierige, aufreizend schöne Frau. Sie ist enttäuscht von der Ehe mit einem Mann, der nur noch sein Geld kennt, und seit der ersten Begegnung leidenschaftlich in Dr. Bergh verliebt. Sie wirbt nicht um ihn — sie fordert. Eines Abends erscheint sie in der Privatpraxis des Arztes und läßt keinen Zweifel mehr an ihren Wünschen. Bergh weist sie ab. Ein verhängnisvoller Schritt — denn Brigittes Liebe schlägt in wilden Haß um. Sie ist entschlossen, sich zu rächen.

Vier Wochen später trat Dr. Bergh seine Stelle als Chefarzt des St. Emmanuel-Krankenhauses an.

Der Oberarzt empfing ihn in der Eingangshalle, als er pünktlich um 9 Uhr mit seinem Wagen vorfuhr. Der Pförtner machte in seiner gläsernen Loge einen Diener. Die Stationsschwester III gab an alle Abteilungen durch:

Der Chef ist eingetroffen! Kinder, macht einen guten Eindruck. Er ist ein scharfer Hund . . .

„Ich begrüße Sie im Namen des ganzen Hauses", sagte der Oberarzt und reichte Dr. Bergh die Hand. „Wir alle sind uns der Ehre bewußt, gerade Sie . . ."

Dr. Bergh winkte ab.

„Keine Reden, lieber Kollege. Wir sind hier zusammen, um unsere Pflicht zu tun. Weiter nichts."

Das neue Suwa-rekord bringt:

Ein Suwa-Weiß wie nie zuvor...

so duftig... so frisch!





Wie von Wind und Sonne durchflutet — so duftig, so frisch wird jetzt Ihre Wäsche mit dem völlig neuen Suwa-rekord!

Rekord an Wirksamkeit:
Ja, noch wirksamer als bisher wäscht Suwa-rekord. Starker Schmutz und Flecken kein Problem mehr. Und: ein Suwa-Weiß wie nie zuvor!

Spitzenleistung an Einfachheit:
Kein Einweichen! Waschen - kalt spülen - fertig!

Spitzenleistung an Vielseitigkeit:
Selbst für Wolle und alles Feine. Selbstverständlich auch in der Waschmaschine.





Ein Sunlicht-Erzeugnis

Neues größeres Doppelpaket (2 Eimer Lauge mehr) **1,40**

Waschen Sie modern - waschen Sie mit Suwa-rekord!

0-16

Der rostende Ruhm

Er ging über den langen Flur bis zu dem schmalen Personenlift und fuhr in das erste Stockwerk, wo das Chefzimmer und die Privatstation lagen. Er stutzte, als er seinen Schreibtisch mit einem riesigen Strauß roter Rosen geschmückt sah.

„Woher kommen die Rosen?" fragte er. Dabei ahnte er längst, wer der Absender war.

Der Oberarzt hob bedauernd die Hände.

„Ein Bote brachte ihn. Er sagte, er solle den Strauß für das Chefzimmer abgeben. Wir haben nicht weiter gefragt."

Dr. Bergh zögerte. Dann nahm er die Vase und hielt sie der Sekretärin hin, die schüchtern aus dem Nebenraum kam.

„Lassen Sie die Blumen in die Krankenhauskapelle bringen", sagte Bergh laut. „Und wenn weiterhin Blumen gebracht werden... alle in die Kapelle."

„Jawohl, Herr Chefarzt."

Bergh zog seinen Mantel aus, ging um den Tisch herum und setzte sich.

„Ich werde in einer Stunde Visite machen", sagte er und drehte einige ungeöffnete Briefe in den Händen. Dabei sah er einen Absender, klein, zierlich, in blauer Schrift:

B. T., Schloß Hainau.

Er warf den Brief ungeöffnet in den noch leeren Papierkorb. Verwundert bemerkte es der Oberarzt. Schlechte Laune, dachte er. Am ersten Tag bereits. Aber es ist das Vorrecht aller Chefs, schlechte Laune zu haben, wann und wo sie wollen.

„Heute ist Operationstag, Herr Chefarzt", sagte er. „Da wir keine besonderen Anweisungen hatten, habe ich den Operationsplan bereits aufgestellt. Die Patienten sind vorbereitet." Er öffnete eine Mappe und holte ein dünnes Sperrholzbrett hervor. Auf dem Brett war ein Bogen Papier mit Heftzwecken befestigt. „Darf ich vorlesen?"

„Bitte." Dr. Bergh sah auf die ungeöffneten Briefe. Operationstag, dachte er. Gleich am ersten Tag wurde er mitten in die Pflicht gestellt. Die Angst, zu versagen, sprang ihn unvermittelt wieder an. Operieren müssen, nach einer Pause von fünfzehn Jahren...

„Appendikostomie – 34jähriger Mann. Dr. Thoma operiert bereits seit einer halben Stunde."

„Wer ist Dr. Thoma?"

„Der 1. Assistent. Er wurde Ihnen vorgestellt."

„Weiter", sagte Dr. Bergh. Oberarzt Dr. Wertmann sah wieder auf seinen Operationsplan.

„Urethrotomia externa – 51 Jahre alter Mann. Diese Operation haben wir als Chefoperation vorbereitet." Dr. Wertmann blickt von seinem Sperrholzbrettchen zu Dr. Bergh hinüber. „Ich weiß nicht, ob es Ihnen recht ist, Herr Chefarzt. Wir haben hier in der Urologie weniger Erfahrung als Sie, und ich dachte mir, gerade diese Operation..."

„Weiter", sagte Dr. Bergh gepreßt.

Urethrotomia externa, dachte er. Natürlich kannte er sie. Aber wie lange war es her, seit er die letzte sectio mediana vorgenommen hatte? Damals, im alten Münchener Krankenhaus rechts der Isar. Als Assistenzarzt unter den Augen von Prof. Bleichert. Vor (er rechnete schnell) vor genau neunzehn Jahren! Kann man nach neunzehn Jahren noch einen solchen Eingriff machen?

Er sah auf Dr. Wertmann, der mit einem roten Stift einen Haken hinter die Urethrotomia machte. Chefsache, hieß das. Dr. Bergh spürte einen Druck auf dem Herzen.

„Weiter", sagte er ungeduldig.

„Nephrektomie. 34jährige Frau. Operateur Dr. Thoma. – Resektion des Colon transversum. 49jährige Frau. Operateur Dr. Wertmann. – Illeotransversostomie. 41jähriger Mann. Als Chefoperation vorgesehen." Dr. Wertmann sah wieder auf Dr. Bergh. „Darf ich vorbereiten lassen?"

Bergh nickte. Er konnte nicht sprechen. Er hatte Angst, seine Stimme könnte zittern und verraten, in welcher heimlichen Panik er sich befand.

Eine Dickdarmoperation mit Ausschaltung der Kotzirkulation... natürlich hatte er sie schon gemacht. Mehrmals sogar, mit Erfolg. Sogar im Kriegslazarett Breslau hatte er sie an einem jungen Soldaten unternommen. 1943 war das. Vor fast 17 Jahren...

„Ich komme gleich in den OP", sagte er mit mühsam fester Stimme. „Vorher sehe ich mir die Röntgenbilder an – und die Patienten selbst."

„Es ist alles vorbereitet." Dr. Wertmann steckte den Operationsplan in seine Mappe und verließ das Chefzimmer. Als er die Tür schloß, drückte Bergh auf einen Knopf des Haussprechapparates, unter dem ein Schildchen „*Sekretariat – Chef*" stand.

„Ich möchte die nächste halbe Stunde nicht gestört werden", rief er in das Mikrophon. „Von niemandem! Für alle Fragen steht Oberarzt Dr. Wertmann zur Verfügung."

*

Dann ging er in seinem großen Zimmer hin und her. Er kam sich verloren vor, wie ausgesetzt in eine Wildnis, deren Gefahren er hilflos gegenüber stand.

Er konnte operieren, das wußte er. Er war ein guter Chirurg gewesen, der beste beim Examen, der beste als Assistent.

Vor fünfzehn, siebzehn, zwanzig Jahren...

Dann hatte er seine Forschungen begonnen. Er vergrub sich in der Theorie von der Stoffwechselstörung in der karzinösen Zelle und opferte nach dem Krieg seine klinische Laufbahn dem Gedanken, den Krebs zu bekämpfen: nicht mit dem Skalpell und der Schere, sondern mit den eigenen Waffen der Karzinome selbst, so wie man Schlangengift durch Schlangengift vernichtet. Er wurde verlacht, bespöttelt, vergessen – und nun plötzlich geehrt und an den wissenschaftlichen Himmel gehoben.

Die Ehrenprofessur der Universität Ankara war unterwegs. In Massachusetts in Amerika bot man ihm einen Lehrstuhl an...

Fast eine Stunde lang saß Dr. Bergh vor einem Stapel Bücher und las die Operationen durch, die man ihm, dem Chef, reserviert hatte. Wenn er die Augen schloß, war es wie bei einem Examen: Er kannte jeden Handgriff, er wußte, was bei jeder möglichen Komplikation zu tun war; er sah seine Hände arbeiten, flink, sicher. Er wußte jede Naht, jede Ligatur, jede Klammer, jeden Scherenschlag. Aber es war Theorie geworden.

Das Schrillen des Telefons schreckte ihn auf. Er nahm den Hörer und sah, daß seine Hand zitterte.

„Ja?"

„Es ist alles soweit, Herr Chefarzt", sagte die Stimme Dr. Wertmanns. „Die



„Unsere Spezialitäten sind Schnecken, mein Herr!" „Ich weiß. Herr Ober, erst gestern wurde ich hier von einer bedient!"

beiden Patienten sind im Vorbereitungsraum. Sie könnten gleich beginnen."

„Ich komme."

Dr. Bergh legte langsam den Hörer auf. Als er die Hand zurückzog, klebte der Kunststoffhörer an ihr fest, so schwitzte er. Klirrend fiel er zum zweitenmal auf die Gabel.

Es war 10,30 Uhr. Operationsvormittag. Für einen jungen Assistenten war solch ein Vormittag immer ein großes Erlebnis. Nachher wurde er zur Routine. Nur die Höhepunkte kristallisierten sich aus den schleppenden Stunden unter den Deckenscheinwerfern – die Operationen des Chefs.

Jetzt war er selbst der Chef, und die Assistenten warteten, gespannt auf den Meister im weißen Kittel. Sie wollten lernen, bewundern, ein Vorbild haben. Sie wollten die Berechtigung des Ruhmes erleben.

Dr. Bergh klappte die chirurgischen Lehrbücher zu, knöpfte seinen weißen Mantel zu und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer.

*

Im Vorbereitungsraum lagen die Röntgenbilder schon in den Lichtkästen. Die Assistenten standen am Waschbecken. Oberarzt Dr. Wertmann sprach leise mit Dr. Thoma. Seitlich, an einer Milchglaswand, die den Vorbereitungsraum vom eigentlichen Operationssaal trennte, stand ein fahrbares Bett.

Ein blasser, älterer Mann mit grauen Haaren lag mit geschlossenen Augen unter den Laken. Er war bereits gewaschen, rasiert und durch ein kreislaufstärkendes Mittel für die Narkose vorbereitet.

Die Urethrotomia externa. Das Eindringen in die Blase auf äußerem, chirurgischem Wege.

Als Dr. Bergh den Vorbereitungsraum betrat, verstummte das Summen der leisen Gespräche. Dr. Wertmann kam ihm entgegen.

„Wir können sofort beginnen."

Bergh nickte. Er trat an den Lichtkasten heran, sah die Blasenaufnahme mit den dicken Steinen und die Richtigkeit des Eingriffes. Alles war klar, unkompliziert, logisch. Eine Routineoperation, nichts weiter.

Dr. Bergh preßte die Lippen zusammen. Er brauchte Zeit, das war es. Wenn er Zeit gewann, wurde alles noch gut.

„Ich möchte mich über die Technik



„Unsere Katze ist zu faul dazu!"

meiner Mitarbeiter informieren", sagte er. Er wandte sich von dem Lichtkasten ab und sah in die Gesichter der Assistenten. „Ich möchte wissen, mit welchen Herren ich später die gewagten Eingriffe vornehmen kann. Darf ich bitten, daß diesen Fall vielleicht Herr Dr. Thoma übernimmt. Ich werde zusehen und notfalls eingreifen."

Er blickte zur Seite und sah die Verblüffung in Dr. Wertmanns Gesicht.

„Ich habe vor, aus dieser Klinik eine große chirurgische Anstalt zu machen", fuhr er fort. „Ich möchte Herren um mich haben, auf die ich mich voll und ganz verlassen kann, die Mut besitzen, ein fundiertes Wissen, manuelle Fähigkeiten und die Voraussetzungen, nie zu



Wie ein Schiff gestrandet, liegt dieser Wal an der Küste von Miami im sonnigen Kalifornien. Vielleicht hat ein noch größerer, ein räuberischer Zahnwal, den Riesen ins Seichtwasser gejagt. Uralt ist der Glaube an den „Selbstmord" des Wals. Aber es gibt kein Tier, das Selbstmord begeht. Allein der Mensch in seiner Intelligenzhöhe vermag am Leben zu verzweifeln, nur auf Grund seiner geistigen Bewußtheit ist ein gewaltsames Ende denkbar. Die Menschen versuchten, dem gestrandeten, hilflosen Riesentier zu helfen.

„Selbstmord" eines Wals



Arzt und Patient im Schlauchboot. Beide werden zusammen in ein Bassin des Seeaquariums in Miami hinabgelassen. Der Veterinär (Pfeil) prüft das Herz des Riesentieres. Noch lebt es, aber wie wird der Wal die nächsten Stunden überstehen? Der Wal-„fisch" ist kein Fisch. Er ist ein Säugetier, das größte, das die Natur jemals schuf. Die Masse seines Leibes wird vom Wasser getragen und gestützt. Auf dem Lande sacken seine Gewebe in sich zusammen, er stirbt langsam, obwohl er genauso atmet wie der Mensch. Das ist der Grund, weshalb gestrandete Wale auch bei bester Pflege so selten überleben.



Zum Schwimmen gezwungen wird der 2000 Pfund schwere Wal, damit seine Lungen durch die gewohnten Körperbewegungen wieder normal atmen. Aber er zeigt kein Interesse an den Anstrengungen der Menschen, die ihm helfen wollen. Fast scheint es, als ob er ahnt, daß er nur deshalb gerettet werden soll, um ein besonders „attraktives" Schaustück für das Seeaquarium abzugeben. Der Wal war „müde" und starb nach kurzer Zeit. Da die Obduktion der Leiche keinerlei organische Schäden offenbarte, erhielt der alte Glaube der Küstenbewohner vom „Selbstmord" des Wals neue Nahrung.

Der rostende Ruhm

sagen: Das kann ich nicht! – Ein Chirurg muß alles können! Die Grenze des Unmöglichen setzt uns nur der Tod!"

Er ging an ein Waschbecken, drehte den Hahn mit heißem Wasser auf und nahm die desinfizierende Seife.

„Fangen wir an, meine Herren. Auf eine gute Zusammenarbeit..."

Der Patient wurde in den OP gerollt. Während der Narkosearzt mit der OP-Schwester Cäcilia und dem Krankenpfleger Wortischeck den alten Mann auf den Operationstisch hoben, festschnallten und anästhesierten, wurde im Vorbereitungsraum nicht mehr gesprochen. Das Plätschern in den Wasserbecken, das Abschrubben der Hände und Unterarme und das leise Quietschen der Gummisohlen waren die einzigen Geräusche.

Dr. Bert Thoma rekapitulierte noch einmal schnell seine Kenntnisse in der Blasenoperation. Patient in Steinschnittlage bringen – Metallkatheder – Bogenschnitt und Auffinden des Bulbus urethrae... Es würde schon gehen. Er hatte Vertrauen zu sich.

Als er zu Oberarzt Dr. Wertmann hinüber sah und seinen forschenden Blick bemerkte, lächelte er. Keine Angst, hieß das. Der Chef wird zufrieden sein.

Am Kopf des Patienten gab der Anästhesist ab und zu mit nüchterner Stimme die Beobachtungen über Atmung, Puls und Blutdruck wieder.

Gesprochen wurde nicht. Es war eine glatte Operation. Sie war so einfach, das sich Dr. Bergh innerlich schämte, vor ihr zurückgeschreckt zu sein.

Noch bevor die Blase wieder vernäht wurde, wandte er sich ab und verließ den OP. Dr. Thoma blickte hoch und starrte über das Mundtuch zu Dr. Wertmann.

„Was hat der Chef?" fragte er, als die gläserne Schiebetür sich lautlos geschlossen hatte. „War etwas falsch?"

Dr. Wertmann schüttelte den Kopf.

„Wenn er nichts sagt, war es gut. Sie kennen doch die Chefs! Bei den kleinsten Fehlern brüllen sie, als ginge die Welt unter. Nur wo sie loben sollten, ist Schweigen bei ihnen Gold."

Das gleiche Bild wiederholte sich bei der schwierigeren Operation, die gegen Mittag als Chefoperation auf dem Plan stand. Die Illeotransversostomie. Oberarzt Dr. Wertmann führte sie aus. Er arbeitete bedächtig, kalkulierte jeden Fehler im voraus ein und vermied alle möglichen Zwischenfälle.

Ein Fachwörter-Leitfaden für die medizinisch interessierten Leser unseres neuen Romans

Appendikostomie: Operative Entfernung des Blinddarms.

Urethrotomia externa: Operative Eröffnung der Harnröhre.

sectio mediana: Operativer Zugang zur Blase von der Harnröhre aus.

Resektion des Colon transversum: Operative Entfernung des Querdarmes, der ein Teil des Dickdarmes ist.

Illeotransversostomie: Operative Verbindung zwischen dem letzten Dünndarmteil und dem Querteil des Dickdarmes. Diese Operation geschieht meistens zur Überbrückung und Stillegung erkrankter Dickdarmteile.

Ligatur: Allgemeiner medizinischer Ausdruck für Unterbindung von Blutgefäßen und dergleichen, z. B. bei Operationen, Verletzungen etc.

Steinschnittlage: Spezielle Operationslage des Patienten für die Eröffnung der Blase. Die Beine des Patienten sind angewinkelt.

Bulbus urethrae: Beginn der Harnröhre an der Blase.

Empyemresthöhle: Zustand nach Ausheilung einer eitergefüllten Höhle in der Lunge.

Zyste: Sackartige, flüssigkeitsgefüllte Geschwulst.

Ileus: Darmverschluß.

*

Der narkotisierte Patient schnarchte und murmelte. Er war bereits in der Steinschnittlage, und Dr. Thoma saß auf einem Drehhocker vor seinen gespreizten Beinen.

Dr. Bergh trat an den Tisch.

„Fangen Sie an", sagte er hart.

Dr. Thoma zuckte leicht zusammen. Wie beim Examen. Er schüttelte seine Verwirrung ab, streckte die Hand nach Oberschwester Cäcilia aus und bekam das Skalpell in die Finger gedrückt. Mit der linken Hand fixierte er die Schnittgegend und setzte dann das Messer an. Bogenschnitt...

Dr. Bergh nickte. Gut, dachte er. Früher machte man eine Längsinzision, aber auch hier hat die Erfahrung und Weiterentwicklung eine bessere Methode gefunden. Er hatte es gelesen, natürlich, aber er hatte nie mehr Gelegenheit gehabt, diese neue Schnittführung selbst auszuführen.

Dr. Thoma sah kurz zu Bergh empor. Dann operierte er weiter, sicher, schnell, fast unbekümmert. Der 2. Assistent setzte die Klammern und den Schutzhaken für den Mastdarm. Oberarzt Dr. Wertmann stand neben Bergh und sah zu.

Bergh stand neben ihm, mit Mundtuch, übergezogenen Gummihandschuhen und Gummischürze. Er stand da wie ein guter Schauspieler, der weiß, daß seine Rolle ohne Stockungen abläuft. Er wußte, daß er auch nicht eingreifen würde, wenn Dr. Wertmann wirklich einen Fehler machte. Und doch stand er sprungbereit neben dem Oberarzt, sah in den offenen Leib des 41jährigen Mannes und fühlte sich plötzlich sicher. Er war der Chef, der sich von seinen Ärzten eine Operation demonstrieren ließ, gewissermaßen als eine Nachprüfung ihres Könnens. Daß sie es wortlos als selbstverständlich hinnahmen, bewies ihm schlagartig seine ungeheure Autorität.

Hier sind mein Wort und mein Tun eine Macht, dachte er. Er nahm sich vor, ein wirklicher Chef zu sein. Unnahbar, streng, launisch und allwissend.

Ein halbes Jahr, dachte er. Mehr brauchte er nicht, um sich wieder einzuarbeiten. Er war ein blendender Chirurg gewesen – warum sollte er es nicht wieder sein? In einem halben Jahr kann man alles aufholen... und dann würde er am Operationstisch zeigen, wie elegant man einen Nerv näht oder wie zart die Finger einen Tumor aus dem Gehirn lösen können.

Der Name PLAYER'S hat Weltgeltung

Das macht PLAYER'S-Cigaretten so weltberühmt:

Ihr international hohes Geschmacksniveau
die erlesensten Tabake aus aller Welt
ihr unverkennbar feines Aroma
ihre würzige Leichtigkeit



Der rostende Ruhm

Dieses halbe Jahr aber galt es zu überbrücken.

Mit knirschenden Gummisohlen verließ er den OP und schob schnell die Tür hinter sich zu. Dr. Wertmann und Dr. Thoma sahen sich kurz und stumm an. Dann beugten sie sich wieder über den offenen Leib und begannen, das Operationsgebiet zu verschließen.

Im Vorbereitungsraum zog Bergh seine Gummischürze aus, wusch sich noch einmal, kämmte sich und verließ dann die Operationsabteilung.

Auf dem Gang saß eine junge Frau in einem Korbsessel. Zwei Kinder, sieben und neun Jahre alt, ein Mädchen und ein Junge, standen links und rechts neben ihr. Als Dr. Bergh die Tür aufstieß, schnellte die junge Frau aus dem Sessel und drückte die Kinder an sich. Mit flatternden Augen sah sie den Arzt an.

„Wie... wie geht es meinem Mann?" fragte sie leise. Sie schluckte.

Dr. Bergh blieb stehen.

„Ist das Ihr Mann, der mit der Darmsache?"

„Ja, Herr Doktor."

„Wir haben ihn eben operiert. Es ist alles in Ordnung. Sie brauchen keine Sorge zu haben. In einer Stunde können Sie mit ihm sprechen." Er blickte zu den Kindern hinunter, in ihre weiten, ängstlichen, verständnislosen Augen.

„Ihr dürft den Papa nachher nicht zuviel fragen", sagte Dr. Bergh. „Er braucht Ruhe. Er war sehr krank. Aber jetzt wird er wieder gesund."

Der Frau rannen die Tränen aus den Augen. „Ich danke Ihnen..." stammelte sie. Bergh nickte ihr zu und ging rasch zu seinem Zimmer hinüber.

„Wer war das?" fragte die Frau eine junge Lernschwester, die gerade mit einem Tablett über den Flur kam.

„Wer?"

„Der Arzt, der eben hier herauskam."

„Das war Dr. Bergh. Unser Chefarzt."

„Dr. Bergh..." Die Frau drückte die Kinder an sich. „Ich hatte solche Angst, Schwester. Solch schreckliche Angst!"

Die junge Schwester schüttelte den Kopf.

„So lange wir einen solch berühmten Chef haben, braucht keiner, der zu uns kommt, Angst zu haben."

*

Zwei Wochen später traf Dr. Berghs Ernennung zum Ehrenprofessor der Universität Ankara ein. Der türkische Geschäftsträger überreichte ihm die Ernennungsurkunde im Rahmen eines kleinen, feierlichen Abendessens in der Botschaft.

Die Spitzen der Ärzteschaft waren anwesend. Seine Magnifizenz, die Presse, ein Vertreter des Bundespräsidialamtes, Damen der Gesellschaft und – Josef Teschendorff mit Frau Brigitte.

Nach der Gratulation gab sie ihm kühl die Hand. Ihr hochmütiges Gesicht war bleich. Unter den Augen lagen dunkle Ränder.

„Jetzt werden Sie für Privatpatienten wohl überhaupt keine Zeit mehr haben, Herr Professor", sagte sie eisig.

„Für akute Fälle immer!" schlug er zurück.

Brigitte Teschendorff zog die Augen bis zu einem Schlitz zusammen.

„Ruhm ist nicht aus Gold", sagte sie leise. „Er ist nur vergoldetes Blech. Und Blech rostet..."

Sie wandte sich schroff ab und ließ Bergh stehen.

*

Mit der Verleihung des Professorentitels änderte sich wiederum die Umwelt Dr. Berghs.

Er war als Chefarzt des St.-Emmanuel-Krankenhauses mehr denn je ein Aushängeschild, das Patienten der vermögendsten Kreise scharenweise in die Klinik lockte. Vor allem die Damen der Gesellschaft, Schauspielerinnen, reiche Töchter und Filmstars suchten das St.-Emmanuel-Krankenhaus auf, oft nur wegen einer Influenza, einer Gastritis oder einer Migräne. Es gehörte zum guten Ton, einmal von Prof. Bergh behandelt worden zu sein.

Durch diesen hysterischen Taumel der Bewunderung ging Dr. Bergh hindurch wie in einem Asbestanzug durch lodernde Flammen. Er tat seinen Dienst am Krankenbett, empfing die neuen Patienten, verabschiedete die geheilten und schickte ihnen Rechnungen ins Haus, die trotz ihrer Höhe ohne ein Wort des Protestes bezahlt wurden. Er hielt Vorträge in Deutschland, der Schweiz, in Frankreich, Italien und Schweden; er fuhr kreuz und quer durch Europa, flog zu einem Kongreß nach London und referierte über Aminosäuren in der karzinösen Zelle. Er sammelte Ehrungen, Kritiken und Gehässigkeiten und hob seinen Ruhm über die Vergeßlichkeit des Alltags heraus.

Aber er operierte nicht!

Nur nachts, wenn er allein in seinem umgebauten Hause war, wenn Erna schlief und die Nachbarschaft träumte, zog er alle Jalousien zu und begann, das Lehrbuch der Chirurgie zu wiederholen.

Kapitel um Kapitel. Angefangen von der simplen Appendektomie oder dem Aufschneiden eines vereiterten Fingers, bis zur völligen Entknochung des Brustkorbes wegen tuberkulöser Empyemresthöhle. Er rekapitulierte die Resektion von Brustwandsarkomen und die riesige Radikaloperation des Krebses im unteren Drittel der Brustspeiseröhre. Er studierte Operationen, die selbst in den großen Universitätskliniken zu den Seltenheiten gehörten.



„So, das war das letzte Mal, daß du um deine Meinung gefragt wurdest!"

In der Klinik überließ er den OP völlig seinem Oberarzt Dr. Wertmann und den Assistenten. Ab und zu operierte er einen leichten Fall – einen Bruch, eine Zyste, eine Fußamputation oder eine Darmfistel – um zu zeigen, daß er der Chef war und auch die kleinen Dinge nicht zu schade für seine geniale Hand waren. Standen schwere Fälle auf dem Operationsplan, fuhr er zu Vorträgen oder Kongressen und vertraute auf seine Ärzte.

Man fand das selbstverständlich. Ein Mann wie Prof. Bergh gehörte nicht einer Klinik allein... er gehörte der Welt! Erschien er im St.-Emmanuel-Krankenhaus, war es, als stäche man mit einem Stab in einen Ameisenhaufen. Seine Visiten glichen dem Aufmarsch einer weißen Armee. Die Zimmer und Stationen füllten sich mit Ärzten, Schwestern, Helfern und Praktikanten, die jede

Handbewegung beobachteten, jedes Wort in sich aufspeicherten und alle Wünsche wie in einem Zauberreich erfüllten.

Der Erfolg gab Prof. Bergh recht.

Karel Barnowski, das Enfant terrible des Kuratoriums, erschien eines Tages bei ihm im Chefzimmer und kam mit ausgestreckten Armen auf ihn zu.

„Lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken, Herr Professor!" rief er schon an der Tür, bevor sie geschlossen wurde. „Der Ruf unserer Klinik geht über Österreich hinaus in die Welt. Wie mir der kaufmännische Direktor sagt, liegen Anfragen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich und sogar den USA vor! Aus Amerika kommt man zu uns! Das haben wir nur Ihnen zu verdanken! Selbst der knurrige Teschendorff hat gestern gesagt: ‚Dieser Bergh ist pures Gold wert...'"

„So... hat er das gesagt?"

Prof. Bergh lächelte schwach. Er war müde. Die Visite hatte er hinter sich. Die ausstehenden Gutachten konnte Dr. Thoma machen. Er unterschrieb sie dann nur am nächsten Morgen. Als Chefgutachten waren sie dreimal soviel wert. Morgen würde er übrigens auch wieder einmal operieren. Eine glatte Nierenresektion. Er war wirklich müde.

„Nächste Woche ist auf Schloß Hainau ein Empfang zu Ehren eines orientalischen Potentaten. Sie kommen doch auch?" fragte Barnowski in die Müdigkeit hinein. Prof. Bergh hob die Schultern.

„Ich habe noch keine Einladung erhalten. Ich werde auch kaum Zeit dafür haben."

„Den ganzen Tag nur immer am Menschen herumzuschnippeln, was? Haha!" Barnowski schlug sich auf die prallen Schenkel und wieherte. „Sie kommen, Herr Professor! Die fesche Frau Teschendorff wird sich bestimmt freuen, Sie zu sehen."

„Bestimmt wird sie das", sagte Bergh kühl.

Da die Unterhaltung versandete, verließ Barnowski nach zehn Minuten wieder die Klinik und fuhr in sein Stammcafé, um einen Melange zu trinken und die Abendblätter zu lesen.

Prof. Bergh hatte schon seinen Mantel übergeworfen und streifte gerade die Handschuhe über, als es klopfte und Schwester Angela von der Privatstation den Kopf ins Zimmer steckte. Sie war bleich und rang vom schnellen Lauf nach Atem.

„Herr Professor!" rief sie. „Kommen Sie schnell! Frau von Pudzuna geht es schlecht..."

„Warum rufen Sie mich nicht sofort von der Station an?" rief Bergh. Er warf seinen Mantel auf die Erde und schleuderte die Handschuhe weg.

„Ihr Telefon ist abgestellt..."

„Und wo ist Dr. Wertmann?!"

„Außer Haus, Herr Professor. Er hat seinen freien Abend. Heute ist doch Mittwoch..."

„Und Dr. Thoma?"

„Ist bereits bei der Patientin. Er läßt Sie bitten, sofort zu kommen! Er meint, es sei ein Ileus..."

„So eine Schweinerei muß in meinem Hause passieren?!" schrie Prof. Bergh. „Wie ist ein postoperativer Darmverschluß möglich? Wer hat Frau von Pudzuna operiert?"

„Herr Oberarzt Dr. Wertmann!"

„Sauerei! Ich komme sofort!"

Schwester Angela verschwand aus der Tür. Durch den Spalt hörte er, wie sie über den Flur rannte. Ihre Absätze klapperten.

Er hörte das Summen des Aufzuges zum OP, als er aus dem Zimmer trat. Also doch, dachte er. Operieren wir.

Zeigen wir endlich, was ein Chefarzt kann...! (Fortsetzung folgt)


PEER EXPORT
World famous quality
Kingsize · Filter · Cork
PEER EXPORT
PEER EXPORT
MADE IN GERMANY
PRODUCT OF WEST BERLIN
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus.
NEU und einmali
original in der int
von DM 1,75. PEE
Raucher diesseits



Original PEER-Foto: Mexico City, Universität

WILHELM LICHTENBERG

Die potemkinsche Ehe



„Ach was", rief Teddy lächelnd, „ich küsse dich, wann ich es will, auch ohne Tante Edith." Und er nahm seine Frau in die Arme. Zeichnung Wywiorski

Tante Edith kommt nächste Woche zu Besuch", sagte Helga und hielt ihrem Mann das Telegrammformular unter die Nase. Teddy erstarrte. „Ist doch nicht möglich! Diese entsetzliche Tante Edith."

„Sie will sogar bei uns wohnen", ergänzte seine Frau.

Teddy legte Zeitung und Frühstücksbrot beiseite, und es schien so, daß ihm der Morgenkaffee durch diese Mitteilung gründlich verdorben war.

Als er nach einem brummigen „Grüß Gott" das Haus verlassen wollte, rief Helga ihm noch einmal zu: „Vergiß nicht! Nächste Woche kommt Tante Edith zu Besuch!"

Ruckartig blieb Teddy stehen. „Es ist doch langweilig, wenn du immer dasselbe wiederholst. Ich habe von dem Logierbesuch deiner Tante Edith Kenntnis genommen. Ich bin entsetzt darüber, aber ich werde es ertragen."

„Tante Edith kommt natürlich nur, um ihren Triumph auszukosten", meinte Helga schnippisch. „Welchen Triumph? Was heißt denn das nun wieder? Vielleicht drückst du dich etwas deutlicher aus!"

„Sehr einfach! Tante Edith warnte mich, dich zu heiraten. Sie war der Ansicht, daß wir beide nicht glücklich werden. – Nun, wir sind jetzt drei Jahre verheiratet, und du wirst zugeben, daß vieles bei uns nicht so ist, wie es sein sollte. Wahrscheinlich kommt die Tante nur, um sich davon zu überzeugen, wie sehr ihre Voraussage eingetroffen ist."

Teddy vergaß, daß es Zeit war, ins Büro zu gehen. Er verschränkte seine Arme auf dem Rücken und lief einige Male aufgeregt durchs Zimmer. Plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen:

„Das beste ist, ich verreise!"

Helga aber war anderer Ansicht.

„Mit einer solchen Flucht machst du Tante Ediths Triumph nur vollkommen. Ich will dich in keiner Weise beeinflussen, aber überlege doch einmal selbst."

„Ich hätte große Lust, dieser ebenso boshaften wie rechthaberischen Tante Edith einen Streich zu spielen. Es ist richtig, daß unsere Ehe nicht so ist, wie wir sie uns gedacht haben. Aber Tante Edith soll ihren Triumph nicht haben", sagte Teddy etwas nachdenklich. „Wir werden Tante Edith eine restlos glückliche Ehe vorspielen."

„So so", meinte Helga, „du schlägst also eine ‚potemkinsche Ehe' vor?"

„Eine was, bitte?" Teddy brauchte

einige Sekunden, ehe er begriff, was Helga meinte.

„Na, schön. Wenn du es so nennen willst, führen wir Tante Edith eine potemkinsche Ehe vor. Das heißt also eine, bei der nur die vorderen Häuserfronten vorhanden sind, hinter denen aber in Wirklichkeit nichts steht. Schon Kaiserin Katharina hat sich von diesen Attrappen täuschen lassen. Warum soll es uns nicht gelingen, auch deiner Tante Edith etwas vorzumachen!“

Helga war einverstanden. „Ich fürchte nur“, meinte sie abschließend, „daß wir bei diesem gespielten Eheglück nicht echt wirken, denn wir sind schon lange aus der Übung.“

Aber auch da wußte Teddy Rat.

„Dann trainieren wir eben bis zur Ankunft deiner Tante die Rolle eines glücklichen Liebespaares. Es wird schon gehen.“

Als er sich verabschiedete, um ins Büro zu gehen, gab er Helga einen herzhaften Kuß, und als er am Abend nach Hause kam, schien er sich schon ganz gut in seine „Rolle“ eingelebt zu haben.

Er las nicht mehr – wie üblich – am Abendbrottisch die Zeitung, sondern plauderte mit Helga über die Geschehnisse des verflossenen Tages. Es schien so, als wenn er an seiner Rolle immer mehr Gefallen fände.

Häufig brachte er jetzt abends Blumen mit. Sie gingen zuweilen aus, eine Tatsache, die sich im letzten Jahr überhaupt nicht mehr ereignet hatte. Und öfters kam es vor, daß Teddy an seine Frau die Frage stellte: „Nun, was meinst du, Helga, glaubt man mir den glücklichen Ehemann?“

„Es sind vielversprechende Anfänge, aber vor Tante Edith müßte unser eheliches Glück noch besser klappen.“

Nach weiteren drei Tagen ging es bei ihnen wie in einer Musterehe zu.

Alles war für den Empfang des Besuches vorbereitet. Eine halbe Stunde jedoch, bevor Tante Edith eintreffen sollte, hielt Helga ein neues Telegramm in den Händen: „Kommen unmöglich, stop leider erkrankt.“

Teddy ärgerte sich furchtbar. „Das hat man nun davon. Eine Woche studiert man für eine Komödie, und jetzt fällt alles ins Wasser“, sagte er.

Seine Frau sah ihn erwartungsvoll an. Teddy aber nahm sie in den Arm und küßte sie.

„Aber, was machst du denn?“ fragte Helga erstaunt.

„Wir brauchen die glückliche Ehe doch nicht weiter zu proben. Die Vorstellung ist abgesagt.“ „Ach was“, rief er, „wenn ich dich küssen will, dann küsse ich dich eben, auch ohne Tante Edith. Und damit du es weißt: wir proben die glückliche Ehe weiter. Mir gefällt sie nämlich ganz gut. Und dir, Helga? Wie fandest du es, glücklich verheiratet zu sein?“

Statt einer Antwort schlang sie die Arme um ihren Mann und sagte zögernd: „Ich bin ja so froh, daß mir mein kleiner Schwindel gelang.“

„Welcher Schwindel?“ fragte er erstaunt.

Und Helga gestand ihm: „Ich habe nämlich die beiden Telegramme selbst aufgegeben. Hättest du dir die Mühe genommen, den Aufgabeort anzusehen, wärst du sofort hinter meinen Schwindel gekommen. Dieser Versuch war nämlich meine allerletzte Hoffnung...“

„Welche Hoffnung?“

„Daß aus einem potemkinschen Dorf vielleicht ein echtes werden könnte und daß unsere Ehe, die nur eine hauchdünne Fassade hatte, nach allen Seiten hin richtig ausgebaut werden könnte. Glaubst du, Teddy, daß es uns gelungen ist?“

Teddy schien direkt böse zu sein: „Du, ich verbitte mir überhaupt den Vergleich mit den potemkinschen Dörfern. Reparaturen sind von Zeit zu Zeit sogar an den solidesten Gebäuden nötig. Das hat gar nichts mit dem seligen Potemkin zu tun. Eines muß ich dir aber sagen. Du bist jedenfalls die genialste Ehe-Architektin, die ich kenne.“

TC-8 funkt SOS

Ein Abenteuer auf Leben und Tod im ewigen Eis der Arktis

Auf dem Eröffnungsflug der Strecke Stockholm-San Franzisko verpaßt der „Nordstern", ein Flugzeug der Northern European Airlines (NEA), über dem Nordpol ein amerikanisches Tankflugzeug. Zu allem Unglück wird die Umpumpanlage defekt. In letzter Minute kann die Maschine irgendwo auf dem ewigen Eis notlanden. Gleich darauf tobt ein heftiger Sturm. Er begräbt das Flugzeug mit seinen 79 Menschen an Bord unter Schneemassen.

Rasmussen sieht wortlos auf den Schnee, der durch den Notausstieg in die Passagierkabine des Flugzeugs gefallen ist. Sie befinden sich tatsächlich in einem Grab, in einem Grab nicht aus Erde, sondern aus Schnee!

Bob Marker hat sich aus den beiden Decken geschält. Die Luft ist während der letzten Stunden immer stickiger geworden. Neugierig steht er hinter Rasmussen und starrt mit zusammengezogenen Augenbrauen auf den Schnee.

„Verdammt, jetzt wird's heiter!" murmelt er halblaut vor sich hin.

Rasmussen wirft ihm einen schnellen Blick zu. Einen Moment sehen sich die beiden Männer in die Augen, dann sagt Bob gedämpft:

„Der Kasten liegt wohl völlig unter Schnee, wie? Sie können mir ruhig die Wahrheit sagen, ich kippe nicht gleich aus den Pantinen!"

Rasmussen nickt und antwortet so leise, daß nur Bob Marker ihn verstehen kann: „Es sieht so aus. Aber wie hoch der Schnee auf uns liegt, weiß ich nicht. Wir müssen versuchen, uns nach oben durchzugraben – wer weiß, wie lange noch die Luft zum Atmen reicht!"

Bob Marker nickt bedächtig mit dem Kopf.

„Ich verstehe", sagt er ruhig, „die Lage ist also brenzlig!"

„Ja", gibt Rasmussen offen zu, „aber tun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie den andern Passagieren nicht mehr als nötig ist. Eine Panik würde jetzt zu allem Unglück noch fehlen..."

Wenige Minuten später sind einige Männer der Besatzung, Rasmussen voran, bei der Arbeit. Sie schaufeln durch den Notausstieg Schnee in den Rumpf der TC-8. Bald liegen einige Kubikmeter auf den Sesseln. Mehr und mehr Passagiere müssen ihren Platz räumen, und noch immer ist nicht abzusehen, wie hoch der Schnee auf dem Rumpf des „Nordstern" lastet.

Aber es ist der einzige Weg, dem Grab zu entrinnen. Sie müssen den Schnee in das Flugzeug schaufeln, wenn sie sich einen Gang ins Freie erkämpfen wollen. Je mehr Fluggäste im hinteren und im vorderen Rumpfende zusammengedrängt werden, weil der Platz in der Kabine von den Schneemassen ausgefüllt wird, und je schwerer allen das Atmen fällt, desto verzweifelter treibt Rasmussen



„Wir sind gerettet!" rufen die Passagiere des „Nordstern" und winken aufgeregt dem Flugzeug zu. Es klingt wie ein einziger Aufschrei. Kisten mit Proviant fliegen aus der offenen Bordtür.

Zeichnung Grazioli

TC-8 funkt SOS

seine Leute zur Eile an, desto energischer, obwohl selber bald am Ende seiner Kräfte, legt er mit Hand an.

In der siebten Morgenstunde endlich, nach fast zwei Stunden, dringt frische, allerdings eiskalte Luft in den Rumpf der TC-8: der Durchbruch nach oben ist gelungen.

Nach ein paar Minuten haben sie das Loch genügend erweitert, so daß Rasmussen ins Freie klettern kann.

Rasmussen glaubt einen Augenblick, sein Herz werde stille stehen. Seit Stunden zum erstenmal sieht er nun wieder das Licht des polaren Himmels. Die Atemnot der letzten halben Stunde, die Anstrengung und die Verantwortung, die zentnerschwer auf ihm lastet, lassen ihn einen Moment taumeln und schwanken, als wäre er betrunken. Und dazu die Trostlosigkeit, die ihn umgibt!

Es gibt keinen „Nordstern" mehr...

Er kann sich umdrehen, so oft er will: es gibt keinen „Nordstern", keine TC-8 mehr auf dem Eis. Riesige Schneemassen haben sich an der Flanke eines gewaltigen Eisberges, kaum dreißig Meter von der Rumpfnase des Flugzeugs entfernt, aufeinandergetürmt und einen sanft geneigten Hang gebildet, der schließlich die TC-8 metertief unter sich begraben hat. Nicht einmal das Leitwerk ragt noch aus den Schneemassen hervor.

Rasmussen blickt seine Kollegen an, die ihm gefolgt sind. „Das wird ein Stück Arbeit geben, da herauszukommen!" Was sollen nun all die Pläne, die sie in den Stunden des Sturms geschmiedet haben?! Wie einfach bei aller Problematik schien zunächst die Aufgabe zu sein, den Fehler in der Umpumpanlage aufzuspüren und zu beseitigen. Und nun...

Der „Nordstern" liegt in einem weißen Grab. Nur ein einziger schmaler Durchschlupf verbindet ihn noch mit der Welt.

Rasmussen fühlt sich so einsam wie noch nie in seinem Leben. Die schwarze Wand des Unwetters steht nun im Norden. Ihr nach eilen über den glasigen Himmel feingeschwungene Zirren. Der Wind bläst weiter aus Süden. Er ist schwächer geworden, aber sein Pfeifen vermischt sich noch immer mit dem Dröhnen, Poltern und Krachen des Packeises zu einer Sinfonie des Grausens.

In wenigen Minuten, träumt Rasmussen, muß das Lichtermeer San Franziskos voraus liegen. Dort ist es jetzt kurz vor Mitternacht und noch der 29. Juni. Bestimmt wartet schon das Empfangskomitee – ausgerüstet mit Blumen und schönen Reden...

Rasmussen gibt sich einen Ruck. Sie müssen arbeiten, wenn sie am Leben bleiben wollen. Sie müssen den Kampf mit dem Schnee aufnehmen, sie müssen das Flugzeug freilegen, müssen eine Antenne aufrichten, müssen funken, funken, immer wieder funken.

Aber der „Nordstern" hat nur sieben Spaten an Bord, zusammenklappbar und aus Aluminium. Nur sieben Männer können gleichzeitig arbeiten, können schaufeln. Die anderen wie auch die Frauen stehen untätig herum.

Fred Rasmussen hat Schichten für die Arbeit eingeteilt. Die Männer sollen jede halbe Stunde wechseln und zuerst die Fenster und Türen freilegen. Auch die weiblichen Fluggäste helfen mit. Was an Verpflegung da ist, wird genau eingeteilt. Bei kleinsten, allerkleinsten Rationen werden sie sich vielleicht zehn Tage notdürftig ernähren können.

Eben wieder hat Björnstedt, der die erste Arbeitsgruppe leitet, wütend und verbissen einen großen Klumpen Schnee hinter sich geworfen, als er sich plötzlich aufrichtet und zum Himmel starrt. Leidet er denn schon unter Zwangsvorstellungen oder...

Nein, er hat sich nicht getäuscht. Ganz von ferne ist ein leises Brummen zu hören, ein Brummen, das nur von einem Flugzeugmotor stammen kann.

„Mensch, Fred", ruft – nein, schreit Björnstedt, „hörst du! Ein Flugzeug! Die Leuchtpistole, wir brauchen die Leuchtpistole und die Munition dazu!"

Die andern Männer zur Seite stoßend stürzt Björnstedt zu dem Schacht, den sie vom Flugzeug durch den Schnee getrieben und inzwischen verbreitert haben. In höchster Eile rutscht und schlittert Björnstedt nach unten, und es ist noch keine halbe Minute vergangen, bis er keuchend wieder auf dem Schnee erscheint, mit einer Hand Leuchtpistole und Pistolentasche umklammernd. Hastig lädt er die Pistole durch, hält sie hoch, drückt ab.

Die Motorengeräusche sind inzwischen näher gekommen, werden wieder schwächer, kommen noch einmal näher.

Und dann – ein Aufschrei!

„Dort, dort!" Niemand könnte sagen, wer zuerst gerufen hat, aber alle starren sie nun nach Süden. Dort, kaum drei Kilometer entfernt, wird die Silhouette einer C-46 sichtbar. Die Maschine fliegt von Süden nach Norden. Sie zieht eine Kurve, verschwindet in Wolken, ist erneut zu sehen, nun etwas weiter entfernt. Sie dreht nach Westen ab, beschreibt wieder einen Halbkreis, nimmt Kurs auf die Winkenden, rufenden, schreienden Menschen, und – dreht erneut ab.

Ohne Unterbrechung schießt Björnstedt Leuchtsignale hoch. Die Spannung ist unbeschreiblich. Sie hoffen und beten – und dann verebbt das Geräusch. Das Flugzeug verschwindet, es kommt nicht zurück.

Die Besatzung der Maschine hat die TC-8 nicht gesehen. Sie hat auch keine der Leuchtkugeln bemerkt. Wer weiß, ob sie etwas entdeckt hätte, wenn sie über die Stelle hinweggeflogen wäre, wo der „Nordstern" vom Schnee verschüttet ist. Denn Menschen im ewigen Eis sind noch hundertmal schwerer zu erkennen als ein Flugzeug.

Stundenlang SOS

Die Enttäuschung der Passagiere und Besatzungsmitglieder der TC-8 ist grenzenlos, seit das Flugzeug in der Ferne verschwunden ist. Noch immer winken und rufen einige Fluggäste verzweifelt – obwohl es längst sinnlos geworden ist.

„Sie werden wiederkommen", sagt Rasmussen laut, „bestimmt kommen sie wieder. Die lassen uns hier nicht im Stich, wir dürfen nicht verzagen!" Und dann legen sie große Signale in den Schnee: „SOS" und darunter „TC-8". Auch die Notantenne wird aufgebaut.

Um 13.04 Uhr GMT am 30. Juni ist die Station funkklar. Pausenlos soll sie nun den Standort des „Nordstern", den Dr. Peter Boom mit 85 Grad 10 Minuten Nord und 63 Grad 03 Minuten West ermittelt hat, in die Welt hinausstrahlen.

Aber Funkoffizier John de Ridder ist entsetzt, als er zum erstenmal den Kopfhörer anlegt und ihm nur ein prasselndes Knacken und Krachen entgegenklingt. Nicht das geringste Zeichen irgendeiner Station oder irgendeines Suchflugzeuges ist zu hören. Die verhängnisvollen Ausstrahlungen des Nordlichts sind nicht schwächer geworden.

Stundenlang sitzt John de Ridder an diesem 30. Juni an seinem Gerät und funkt über alle Wellenlängen SOS. Stundenlang bewegen seine Finger die Taste – bis die Bordbatterien zu erlahmen beginnen.

Kein Suchflugzeug erscheint mehr am 30. Juni. Nicht anders vergeht der 1. Juli. Auch wer arbeitet, grübelt. Und wer nicht arbeitet, grübelt noch mehr. Unendlich langsam verrinnt die Zeit. Die Stunden dehnen sich zu Ewigkeiten. Die grauenvolle Ungewißheit, die erbarmungslose Kälte, das gleichbleibende Pfeifen des Windes, das unheimliche Krachen des Packeises und nicht zuletzt die zermarternden Gespräche reißen an den Nerven. Und kein Flugzeuggeräusch, nichts!

Der 2. Juli bricht an – und geht vorüber. Nichts! Der 3. Juli. Und jeder Tag hat 24 entsetzliche Stunden, und jede Stunde bringt neue Enttäuschungen.

An diesem 3. Juli führt Bob Marker ein langes Gespräch mit Fred Rasmussen. Es ist ein Gespräch unter Männern, die wissen, daß sie nur noch wenige Tage zu leben haben – wenn nicht noch in letzter Minute ein Wunder geschehen wird.

Einhundertfünfzig bis einhundertsiebzig Kilometer vom Landeplatz der TC-8 entfernt, Richtung Süden, muß die nächste Küste, muß Land sein. Bob macht Rasmussen einen Vorschlag, der den Flugkapitän in schwere Gewissensnöte stürzt.

„Lassen Sie uns losziehen!"

„Geben Sie uns einen Schlitten und ein Boot", sagt er zu Rasmussen, „und lassen Sie uns losziehen. Vielleicht finden wir das Land, vielleicht finden wir Menschen, die uns und alle, die hier zurückbleiben werden, retten können."

Zu dritt wollen sie versuchen, durchzukommen: Bob Marker, sein Kollege Niels Nielsen und – ja, und die blonde Margarete Jörgensen. Es hat lange, erregte Auseinandersetzungen zwischen Bob und Margarete gegeben, bis sich der junge Mann bereit erklärt hat, das Mädchen mitzunehmen. Was heißt mitnehmen? Wenn Rasmussen nicht einverstanden ist, können sie gar nichts unternehmen: denn ohne Rasmussen bekommen sie nicht die notwendige Ausrüstung.

Und darum spricht Bob nun mit Rasmussen.

Aber Rasmussen kann sich noch nicht dazu entschließen, die drei in das Ungewisse ziehen zu lassen.

„Wir wollen noch einen Tag warten", antwortet Rasmussen nach langem Zögern. „Vielleicht ist es bis dahin gar nicht mehr nötig – vielleicht haben sie uns dann doch gefunden! Und wenn nicht – allein können Sie auf keinen Fall losgehen. Ich werde Ihnen dann einen erfahrenen Mann von der Besatzung mitgeben."

Und dabei ist es für den Rest des 3. Juli geblieben. Bob hat sich der Entscheidung Rasmussens fügen müssen.

Nun aber ist der Morgen des 4. Juli angebrochen.

In den Vormittagstunden wird das Flugzeug fast völlig freigelegt. Die Arbeit im Schnee und auch der Aufenthalt in dem eiskalten Flugzeug haben jedoch bei vielen Passagieren und auch bei Mitgliedern der Besatzung zu Erfrierungen geführt. Rasmussen hat darum den rückwärtigen Teil des Flugzeugrumpfes als Hospital einrichten lassen. Da ein Arzt an Bord fehlt, versorgen die beiden Stewardessen Marie Christensen und Elisabeth Norstad, der Steward Max Forster und die weiblichen Passagiere, soweit sie selber dazu noch in der Lage sind, die Patienten.

Rasmussen geht oft durch dieses mit bescheidenen Mitteln notdürftig eingerichtete Lazarett. Obwohl er selber manchmal verzweifeln möchte, tröstet er, wohin er kommt, findet er für jeden ein Wort der Hoffnung. Seine Gedanken aber suchen währenddessen nach einem Ausweg, nach einer winzigen Möglichkeit zur Rettung.

Soll er heute Bob Marker wirklich in die Einöde von Schnee und Eis hinausziehen lassen, wie er es gestern eigentlich schon versprochen hat? Liegt nicht tatsächlich doch eine kleine Chance darin? In fünf Tagen etwa können sie die Küste erreichen. Wenn sie heute losgehen, werden die Hungerrationen, auf die er Passagiere und Besatzungsmitglieder gesetzt hat, gerade ausreichen, um – vielleicht – ans Ziel zu gelangen.

Mit jedem Tag länger wird auch für dieses Unternehmen die Chance geringer, durchzukommen. Doch kann er, Rasmussen, diese Aktion verantworten? Wie aber, wenn Bob Marker ihn fragen

sollte: „Kommandant, können Sie es verantworten, uns zurückzuhalten?"

Diese Überlegung entscheidet Rasmussens Zögern. Er sucht Bob Marker auf. Bob steht inmitten einer Gruppe von Fluggästen, die heftig über einer Karte des Polargebiets debattieren.

„Unmöglich durchzukommen! Ganz ausgeschlossen!" hört Rasmussen im Näherkommen einen langaufgeschossenen blonden Mann sagen, der ihm schon einige Male wegen seiner kurzen, abgehackten Sprechweise aufgefallen ist.

„Gar keine Chance. Völlig verrückt." Dazu schüttelt der lange Blonde energisch den Kopf.

Die meisten Passagiere scheinen dem Langen zuzustimmen. Doch bevor Bob Marker etwas erwidern kann, winkt ihn Rasmussen zu sich.

„Ich habe mir Ihren Vorschlag noch einmal durch den Kopf gehen lassen", sagt Rasmussen zu ihm. „Ich bin einverstanden – trotz aller Bedenken. Ich stelle nur eine Bedingung: einer meiner Leute wird mitgehen und die kleine Gruppe führen. Sind Sie damit einverstanden?"

Bob Marker nickt. „Wenn der Mann was taugt, warum nicht?"

Zwei Stunden später ziehen sie los: Hans Jansen, einer der beiden Bordingenieure, Margarete Jörgensen, obwohl ihr Rasmussen abgeraten hat, Bob Marker und Niels Nielsen. Rasmussen hat ihnen mitgegeben, was er an Bord entbehren kann: ein Zelt, zwei Schlitten, zwei Boote, Verpflegung, einen Kompaß, zwei Gewehre, eine Leuchtpistole und warme Kleidung.

Sie machen nicht viel Worte. Auch die Passagiere, die zurückbleiben, auch Rasmussen und seine Leute beschränken sich auf einige wenige Sätze. Was gibt es auch viel zu sagen …

Schon nach zwei, drei Minuten sind die vier mit ihren Schlitten zwischen Packeis verschwunden. Welchem Schicksal entgegen?

Die zurückgeblieben sind, sehen sich immer mehr grauenvoller Hoffnungslosigkeit ausgeliefert.

Die Batterien sind längst leer. Damit sind die Funkgeräte sinnlos geworden. Es hat auch keinen Zweck mehr, die Pumpen reparieren zu wollen. Es ist alles sinnlos geworden.

Der 5. Juli bricht an – und geht vorüber. Langsam, unendlich langsam. Nichts.

Die Suchaktion wird eingestellt

Kaum einer noch besitzt genügend Widerstandskräfte gegen die entsetzliche Kälte. Täglich häufen sich Zusammenstöße unter den Passagieren. Die Nerven sind der ungeheuren Belastung nicht länger gewachsen. Sie versagen. Rasmussen ist bald nicht mehr Herr der Lage.

Der 6. Juli. Vor sieben Tagen sind sie auf dem tückischen Eis gelandet.

An diesem 6. Juli wird General Burger auf Thule aus Washington angewiesen, die Suchaktion nach der TC-8 einzustellen.

Der „Nordstern" ist aufgegeben. Flugzeug, Passagiere und Besatzung gelten als verschollen, gelten als tot. Ein Flugzeug, das in der Nähe des Poles auf dem Eis landen muß und nicht innerhalb von sieben Tagen gefunden ist, gilt einfach als unrettbar verloren.

*

Der 7. Juli. Um acht Uhr morgens Thuler Zeit startet Captain J. Sauther zu einem routinemäßigen Kurierflug nach Norden, um Lebensmittel und Geräte zur meteorologischen Polstation der amerikanischen Luftwaffe zu bringen.

Es ist herrliches Wetter. Sauther denkt nicht daran, Kurs zu fliegen. Seit einigen Tagen sind die Funkwege wieder sauber, und so fliegt er in Dreißiggrad-Abweichungen einmal weiter nach Westen und einmal weiter nach Osten. Nicht allzu hoch.

Die Temperaturen steigen nun auch im Polargebiet langsam an. Der Hafen von Thule ist fast eisfrei, und die Spalten des sich lösenden Packeises glänzen schwarz herauf. Sauther fliegt über die grönländische Nordküste, und seine Augen wandern über die weiße, von schwarzen Adern durchzogene Fläche.

Captain Sauther ist bereits drei Stunden unterwegs. In zwanzig Minuten wird er scharf nach Westen kurven müssen, um zur Wetterstation zu gelangen. Unter ihm liegt Eisberg an Eisberg, aneinander und übereinander geschoben. Da sieht er plötzlich inmitten dieser Masse blitzender Naturgebilde eine fremde Farbe. Mit klopfendem Herzen fliegt er näher. Narrt ihn der Dunst? Vor sich sieht er ein dunkelblaues Kreuz. Es sieht aus, als stünde es aufrecht, als ragte es aus dem Eis.

Gefunden, endlich gefunden!

Jede Sekunde, die er weiterfliegt, verändert das Bild: das Kreuz neigt sich, die Formen werden klarer.

Captain J. Sauther drückt seine C-46 an, jagt mit viel Fahrtüberschuß der Stelle zu und findet die TC-8.

Er legt sein Flugzeug auf die linke Fläche, nimmt Gas zurück, geht tiefer hinunter und fliegt Kreis um Kreis. Er brüllt die Entdeckung seinen Männern zu. Sie alle sehen hinunter und erkennen nun die winkenden Menschen im Schnee und auf dem Eis. Sie erkennen die großen verwehten Buchstaben „SOS – TC-8" und überlegen keine Sekunde, ob sie die Lebensmittelkisten an Bord ihren Meteorologen oder den Menschen abwerfen sollen, die sich unter ihnen in Not befinden.

Kaum hundert Meter hoch fliegt Sauther über der notgelandeten Nordstreckenmaschine, während sein Funker bereits die Meldung an Thule durchgibt. Kiste auf Kiste fliegt aus der offenen Bordtür, und auf dem Eis werfen jubelnde Menschen die Arme in die Höhe. Gefunden, endlich gefunden!

*

General Burger traut seinen Augen nicht, als er den Funkspruch Sauthers liest:

„CPT SAUTHER AN THULE – 11.13 UHR THULER ZEIT TC-8 NORDSTRECKE GEFUNDEN – GENAUER STANDORT FOLGT – SENDET SOFORT HILFSFLUGZEUGE MIT VERPFLEGUNG, KLEIDUNG, MEDIKAMENTEN – BLEIBE AM FUNDORT – SAUTHER."

Und etwas später ein zweiter Funkspruch:

„CPT SAUTHER AN THULE – LANDUNG BEI TC-8 NUR MIT HUBSCHRAUBER MÖGLICH – STARKE VERWEHUNGEN – TC-8 ZEIGT KEINE BESCHÄDIGUNGEN."

Burger läßt sofort Funksprüche nach Stockholm und Washington absetzen, teilt fünf Flugzeuge zum Abwurfeinsatz für die TC-8 und weitere vier Maschinen als Reserve ein.

Schon seit eineinhalb Jahren hat Burger entlang der grönländischen Küste für die Hubschrauber Stützpunkte mit Treibstoff anlegen lassen, da ihre Reichweite nicht mehr als sechshundert Kilometer beträgt. Nun können sie zeigen, ob sie sich bewähren. Und ganz zuletzt beschließt General Burger, selbst mit dem ersten Hubschrauber zur TC-8 zu fliegen und dort die Bergung zu leiten.

Dreieinhalb Stunden später nähern sich die ersten Hilfsflugzeuge dem glücklich gefundenen „Nordstern". Jede Maschine fliegt tief an und wirft ab. Aus dem zweiten Flugzeug springt ein Arzt mit dem Fallschirm ab. Es ist gut, daß er mitgekommen ist.

Am Abend, acht Stunden danach, trifft endlich der erste Hubschrauber und mit ihm der General ein. Burger geht auf die bärtigen Gestalten zu, drückt Fred Rasmussen und jedem, der in seine Nähe kommt, die Hand.

„Niemand hat mehr daran geglaubt, daß ihr am Leben seid", ruft er, „was für ein Glück, welch großes Glück!"

In den nächsten Stunden pendeln zehn Hubschrauber zwischen Thule und der TC-8 hin und her.

Alle Passagiere und Besatzungsmitglieder bei der notgelandeten Maschine sind noch am Leben. Die meisten aber haben Erfrierungen davongetragen. Nun, da sie alle gerettet werden können, gerettet aus einer schon so gut wie ausweglos gewordenen Lage, kennt Rasmussen nur noch eine Sorge: was ist aus den vieren geworden, die vor drei Tagen losgezogen sind, hinaus in das Packeis. An dem Ziel, das sie erreichen wollen, können sie noch nicht angelangt sein – falls sie überhaupt bis heute den Strapazen haben trotzen können.

General Burger setzt weitere Flugzeuge und Hubschrauber ein – die Richtung, in der die vier die Rettung suchen, ist bekannt.

Hans Jansen, Niels Nielsen, Bob Marker und Margarete Jörgensen haben am ersten Tag ihres Aufbruchs noch gut zwanzig Kilometer zurückgelegt, obwohl sie erst zur Mittagszeit aufgebrochen sind. Am zweiten Tag sind es noch einmal ungefähr zwanzig Kilometer gewesen, aber schon am nächsten Tag haben die Kräfte nachgelassen. Es ist nicht so sehr der Mangel an ausreichenden Lebensmitteln gewesen, der ihnen zu schaffen gemacht hat – es ist vor allem die Kälte gewesen, diese entsetzliche Kälte, der sie weder tags noch nachts auch nur für eine einzige Stunde entgehen können, die sich mit zäher Beharrlichkeit in den Fingern und Zehen, in den Händen und Füßen einnistet, und, einmal da, Zentimeter um Zentimeter vorkriecht – langsam, aber unaufhaltsam.

Keine Hoffnung mehr

An dem Tage, da Captain Sauther die TC-8 findet, sind sie nur noch eine Handvoll Kilometer vorangekommen. Die Nacht nimmt ihnen die letzten Energien. Ein heftiger Wind läßt die Temperatur weiter sinken. Noch einmal raffen sie sich am frühen Morgen auf, ziehen ihre Schlitten über das Eis. Die Schlitten haben sie an sich festbinden müssen, weil die Hände ebenso wie die Füße fast gefühllos geworden sind. Aber schon nach zwei, drei Kilometern haben Bob und Margarete aufgegeben. Eng umschlungen kauern sie auf ihrem Schlitten. Ohne Hoffnung...

So findet sie schließlich am Vormittag des 8. Juli einer der Hubschrauber von Thule. Es bedeutet die Rettung in letzter Stunde. Auch Hans Jansen und Niels Nielsen werden geborgen. Sie sind mit ihrem Schlitten noch eine knappe halbe Stunde weitergezogen, ohne zu merken, daß die beiden andern zurückgeblieben sind – dann haben auch sie resigniert.

*

Einen Tag hält es Fred Rasmussen im Hospital von Thule aus, dann läßt ihm das Schicksal seines Flugzeuges keine Ruhe mehr. Soll er die TC-8 dem treibenden Eis überlassen? Gibt es keine Möglichkeit, sie herauszuholen? Er geht zu General Burger.

„Ich hab' mir's überlegt, General", sagt er, „es müßte einen Weg geben, den ‚Nordstern' dort zu starten, wo er jetzt steht."

Der General hebt abwehrend beide Hände: „Um Himmels willen, Rasmussen, lassen Sie die Krähe doch wo sie ist. Seien Sie froh, daß Sie und Ihre Leute überhaupt noch leben!"

Aber Rasmussen gibt nicht auf.

„Ich brauche nur ein paar Spezialisten und einen ihrer Piaseki-Großhubschrauber mit einem Schneepflug an Bord. Wir legen die TC-8 frei, bringen die Umpumpanlage klar und versuchen den



TC-8 funkt SOS

Start mit Hilfe von Außenbordraketen. Das geht bestimmt!"

Und Burger willigt nach langem Hin und Her tatsächlich ein.

Am 10. Juli ist Fred Rasmussen mit nur zwei Kameraden seiner Besatzung wieder bei der TC-8. Er will zu diesem waghalsigen Start nur Björnsted und den Ersten Funkoffizier John de Ridder mitnehmen.

Spezialisten bringen zunächst die Umpumpanlage in Ordnung. Sie hat nicht funktioniert, weil ein kleines Kabel sich gelockert hatte. Dann säubert der Schneepflug mit großer Mühe eine vierhundert Meter lange Startbahn. Die vielen Unebenheiten im Eis erschweren die Arbeit.

Es ist ein unbeschreibliches Gefühl für Fred Rasmussen, als das Bordnetz des „Nordstern" wieder unter Strom steht, als er die Triebwerke wieder anlassen kann, die sich erst leise summend, dann grollend und schließlich mit hohen Drehzahlen hell singend in Bewegung setzen.

Wird das Wagnis gelingen?

Rasmussen bremst und gibt langsam Vollgas. Mit kaum fünfzig Stundenkilometern bläst der Wind von vorn. Es kann gelingen.

Bremsen frei! Die TC-8 startet, wird schneller, ein Donnern und Fauchen begleitet den pfeifenden Lärm der Triebwerke. Rasmussen hat die Raketen gezündet, und knapp vor dem Ende der Bahn hebt der „Nordstern" ab.

Noch einmal kurvt Fred Rasmussen, dann legt er seine verbundenen Hände über die Gashebel und nimmt die Drehzahlen zurück. Kurs Thule!

Am 11. Juli, 17.00 Uhr Ortszeit, landet die TC-8 in Thule. Das Flugzeug wird in die Werft gebracht und gründlich überholt.

Die Erfrierungen der Passagiere sind harmloser als zunächst befürchtet. Die Nerven entspannen sich schnell in der aufgelockerten Atmosphäre des modernen Hospitals, und als am 15. Juli Rasmussen im Auftrag seiner Direktion die Fluggäste fragt, ob sie den Flug nach



Die 100 : 1-Chance

Eine Denksportaufgabe für Amateurkriminalisten

Wenn wir doch nur ein Mäuschen gewesen wären! So werden die Männer vom FBI, vom amerikanischen Bundeskriminalamt, in den letzten beiden Jahren so manches Mal geseufzt haben. Was sie meinen, ist das Treffen der Unterwelt in Apalachin. Damals ..."

Der alte, kleine Kriminalrat Dr. Obermoos zog an seiner Zigarre, bis sie wieder in Glut war, und fuhr dann fort: „... damals, im Jahre 1957, hatten sich nämlich über 60 Bosse der amerikanischen Unterwelt bei einem Mr. Joseph Barbara in besagtem Apalachin getroffen. Die Polizei hatte davon Wind bekommen und die illustre Versammlung ausgehoben. Aber sie mußte alle wieder nach Hause schicken. Und bis heute weiß sie nicht, aus welchem Grunde sich die Unterwelt dieses Stelldichein gab. Eine kleine gesellschaftliche Zusammenkunft, so sagen die Gangster, und das sei wohl nicht verboten ...

Als ich von dieser Geschichte las, fiel mir ein, daß ich einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit etwas mehr Glück hatte. Ich verwandelte mich sozusagen in ein winziges Mäuschen und erfuhr, was ein paar Gangster hinter wohlverschlossenen Türen berieten. Es war eine 100:1-Chance – und ich hatte Glück!

Es ging um Rauschgift. Wir hatten nach langwierigen Recherchen zwei wichtige Verbindungsleute zum Vorderen Orient ermittelt. Wir kannten nur ihre Spitznamen, der ‚Baron' und der ‚Levantiner'. Aber wir hatten ein Foto von ihnen! Das Konterfei eines Verbrechers sich einzuprägen, das hat ein guter Detektiv seit den Zeiten der Pinkertons ja gelernt. Ich glaube, ich hätte in jedem Hafen der Welt die beiden sofort erkannt.

Aber wer war ihr Kontaktmann in Europa? Wir standen vor einem Rätsel. Vielleicht hätten wir es nie gelöst, wenn sich nicht wieder einmal ein geheimer Informant als Helfer in der Not erwiesen hätte. Diese Informanten sind ja so wichtig für uns. Eine Kriminalpolizei, die keine solchen Verbindungen zur Unterwelt pflegen wollte, säße glatt auf dem Trockenen.

Aus dieser Quelle erfuhren wir also, daß der ‚Baron' und der ‚Levantiner' seit wenigen Stunden wieder einmal im Lande waren und daß ihr Kontaktmann, zu unserer Überraschung, ein bekannter Anwalt in unserer Stadt war. Nennen wir ihn Dr. Mortensen.

Den Mann muß ich mir sofort einmal anschauen, sagte ich mir. Ich muß erwähnen, daß ich erst vor wenigen Wochen für diesen Spezialauftrag in die große Hafenstadt gekommen war und daß ich eine kleine Junggesellenwohnung bezogen hatte. Ich stellte fest, daß das Büro von Dr. Mortensen ganz in der Nähe lag, und ich vereinbarte mit ihm telefonisch, natürlich unter falschem Namen, einen Besuch für 5 Uhr nachmittags.

Es war schon sehr dämmerig, als Dr. Mortensen mich bat, in einem der tiefen Klubsessel Platz zu nehmen. Der Schreibtisch stand in der anderen Ecke des Zimmers. Dr. Mortensen ließ sich aufstöhnend mir gegenüber nieder.

‚Schreibtischstühle sind mir verhaßt, ich liebe die Bequemlichkeit', sagte er, und so sah der untersetzte, beleibte Mann auch aus.

Ich brachte mein Anliegen vor. Es war nicht schlecht erfunden. Jedenfalls begann sich der Jurist in dem Mann mir gegenüber für meinen ‚Fall' zu erwärmen. Während Dr. Mortensen, die Fingerspitzen aneinandergelegt, den Kopf weit zurückgelehnt, zur Decke hinaufdozierte, sah ich zum Fenster hinaus. Was ich in der Dämmerung erblickte, waren zwei Herren, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite aus einem Auto stiegen. Ich erkannte sie sofort – es waren der ‚Baron' und der ‚Levantiner'. Sie steuerten auf das Haus des Anwalts zu.

Wenige Minuten später steckte die Sekretärin den Kopf zur Tür herein: ‚Entschuldigung, Herr Doktor, Ihr Besuch ist da!' Dr. Mortensen verlor daraufhin den Faden, wurde sichtlich nervös und hastete dem Ende zu. Wir

San Franzisko fortsetzen wollen, stimmen alle zu. Sie fühlen sich nicht mehr als Ehrengäste einer Luftverkehrsgesellschaft, sondern als eine Schicksalsgemeinschaft, engverbunden mit der Besatzung und auch mit dem Flugzeug, das ihnen viele Tage lang Schutz gewährt hat.

Rasmussen startet die Nordstreckenmaschine am 16. Juli in den frühen Morgenstunden. Alle in Thule sind auf den Beinen und winken. Alle drücken die Daumen für ein besseres Gelingen.

In San Franzisko erwartet die Totgeglaubten ein „Großer Bahnhof". In Stockholm aber will der Jubel überhaupt kein Ende nehmen, als Fred Rasmussen zwei Tage später den „Nordstern" vor dem Empfangsgebäude des Flughafens ausrollen läßt. Glückliche Menschen umarmen sich.

*

Hinter Margarete Jörgensen humpelt Bob Marker, auf einen Stock gestützt, die Treppe herab, die von der TC-8 zur Erde führt. Unten angekommen, beugt er sich zu dem blonden Mädchen vor.

„Wenn sich hier alle in den Armen liegen, dürfen wir wirklich keine Ausnahme machen..."

—ENDE—

vereinbarten, daß ich demnächst wieder anrufen sollte. Dann erhoben wir uns.

Wenn ich doch nur ein Mäuschen wäre! So ging es mir durch den Kopf. Plötzlich fiel mir etwas ein. Eine 100:1-Chance! Ich mußte es riskieren!

Ich sah auf meine Armbanduhr, schlug mir mit der Hand gegen die Stirn und sagte: ‚Ach, wie dumm! Nun habe ich doch den Anruf versäumt! Würden Sie mir bitte erlauben, einmal Ihr Telefon zu benutzen?'

‚Aber bitte, natürlich!' erklärte Dr. Mortensen und wies mit einer weitausholenden Handbewegung hinüber zu dem Schreibtisch in der anderen Ecke des Zimmers. Dann öffnete er ein Schränkchen, dem er mehrere bauchige Flaschen und ein Kistchen Zigarren entnahm; er baute sie auf einem Tisch auf, der bei den Klubsesseln stand.

Ich war inzwischen zum Schreibtisch gegangen. Ich hob den Hörer ab und drehte eine Nummer. Ich wartete mehrere Augenblicke, dann sagte ich: ‚Tja, es meldet sich leider niemand!' Ich legte den Hörer auf den Apparat, erklärte, daß ich nun nicht weiter stören wolle und verabschiedete mich.

Gemessenen Schrittes entfernte ich mich, vorbei an der Sekretärin im Vorzimmer, vorbei an dem Wartezimmer, durch dessen ein wenig geöffneten Türspalt ich den ‚Baron' und den ‚Levantiner' sich eben erheben sah, hinaus ins Treppenhaus. Dort verwandelte sich Dr. Obermoos geradezu in eine Gazelle. Mit wenigen Sprüngen war ich die Treppen hinab, und mit einem Satz saß ich in einem Taxi, das zum Glück gerade am Bürgersteig hielt...

Was ich als verstecktes Mäuschen von den drei Herren zu hören bekam, genügte, um ihnen noch an demselben Abend das Handwerk zu legen.

Was hatte ich getan? Was meinen Sie?"

Lösung:

Dr. Obermoos hatte seine eigene Nummer gedreht. Natürlich meldete sich niemand. Dann hatte er den Hörer nicht wieder auf die Gabel zurückgetan, sondern zwischen Gabel und Drehscheibe gelegt. Die Verbindung war also nicht unterbrochen worden. Er war in seine Wohnung geeilt, wo das Telefon ständig klingelte. Er hatte den Hörer abgehoben und der Unterhaltung der drei Männer in ihren Klubsesseln gelauscht. Sie hatten laut gesprochen, da sie sich sicher wähnten. Es war eine 100:1-Chance, daß keiner von ihnen das Tuten im Apparat hören oder den daneben gelegten Hörer entdecken werde.

Die

Die Geschichte einer großen Modespionin

Von Gerhard Ritter · Nach Aufzeichnungen von Sadila-Mantau

Marc Latour jagt die Frau, die ihm bisher nur Unglück gebracht hat und die er trotzdem immer noch liebt: die Modespionin Madeleine Gräfin Kotorsky, alias Loraine Pellier, alias die „schwarze Spinne". Ihretwegen verlor er seinen Job als Detektiv im Modehaus Piarelli. Ihretwegen sind sein Herz und sein ganzes Leben in Unordnung geraten. — Er kommt auf die Spur einer gewissen Marie Bequier, die für die „schwarze Spinne" gearbeitet hat und nun in einer Trinkerheilanstalt sitzt. Er gibt sich im Sanatorium als Maries Vetter aus London aus und erwirkt eine Sprecherlaubnis. Nun sitzt er und wartet.

Der Raum ist hoch und düster. Vor den schmalen Fenstern rostige Gitterstäbe. Es riecht nach schlechtem Bohnerwachs und abgestandener Luft.

Ein paar Pflanzen welken in angebröckelten Blumentöpfen. Ein großer Tisch in der Mitte, ringsherum nackte, hölzerne Stühle.

Das ist das Besucherzimmer der Trinkerheilanstalt von Combies. Nur Frauen sind hier untergebracht. Zweihundertachtundsechzig Frauen, denen der Teufel Alkohol ausgetrieben werden soll. Unglückliche Frauen.

Auf einem der Stühle sitzt Marc Latour. Er ist wieder einmal damit beschäftigt, seine Shagpfeife in Gang zu bringen.

Professor Lasalle, der Leiter der Anstalt, hat Marc eine Sondererlaubnis gegeben, seine angebliche Cousine Marie Bequier zu sprechen. Marc kann nur hoffen, daß die Bequier den Schwindel mitmacht.

„Schlimmer als im Zuchthaus!"

Die Tür wird aufgerissen, und eine pausbäckige Wärterin im blauen Kittel kommt herein. Marc steht auf und nimmt die Pfeife aus dem Mund.

Hinter der Wärterin taucht eine andere Frau auf. Sie ist klein und dunkelhaarig. Über den Augen liegt ein unnatürlicher Glanz. Säuferaugen, denkt Marc. Oder sie hat zu viel geweint . . . ?

Die Augen sehen ihn an. Verständnislos. Ein wenig verwirrt.

„Ach, da bist du ja, Marie", sagt Marc und nimmt ihre Hand.

Marie Bequier hat lange genug für die schwarze Spinne gearbeitet, um sofort zu kapieren. Sie entgegnet trocken:

„Fein, daß du da bist!"

Die Wärterin steht noch ein paar Sekunden unschlüssig an der Tür. Dann geht sie hinaus.

Marie tritt ganz dicht an Marc heran. Sieht zu ihm auf.

„Was wollen Sie von mir? Sie kommen von der schwarzen Spinne, nicht wahr?"

Er schüttelt den Kopf.

„Können wir uns nicht einen Moment setzen?"

Sie läßt sich auf einen Stuhl fallen. „Natürlich hat die schwarze Spinne Sie

schwarze Spinne



Momente, die entscheiden. Neue Stoffmuster sind bei dem Couturier eingetroffen. Provisorisch legt er einige Bahnen über ein Mannequin. Was gibt das Material her — mit welchem Effekt läßt sich die größte Wirkung erzielen? Vielleicht kommt ihm in diesem Augenblick die große Idee, und eine neue Mode ist geboren. Aber schon jetzt ist das noch völlig unfertige Modell gefährdet. Wer alles hat erfahren, welche Stoffe der Meister aus dem Angebot der vielen, endgültig für seine neue Kollektion gewählt hat, welches „seine" Farben sein werden? Modespione bedrängen das Personal, die Näherinnen, die Mannequins. Ein Vermögen steht auf dem Spiel.

geschickt. Kein Mensch außer ihr weiß, daß ich in Combies bin. Sie hat mich herbringen lassen. In dieses Loch, das sich Entziehungsanstalt nennt. Ich sage Ihnen – es ist hier schlimmer als im Zuchthaus!"

„Begreifen Sie endlich, Madame Bequier! Ich komme nicht von der schwarzen Spinne. Sie sollen mir einen Gefallen tun... Sie müssen mir helfen. Ich muß die Gräfin Kottorsky finden. Sie ist spurlos aus Paris verschwunden!"

Sie lehnt sich zurück. Ihr Blick wird feindlich.

„Sagen Sie mal – wer sind Sie eigentlich?"

„Ich heiße Henri Mauvage. Ich komme gerade aus London. Ein Geschäftsfreund der Gräfin bat mich, ihr eine Nachricht zu überbringen. Durch Zufall bin ich auf Sie gestoßen..."

„Und wer beweist mir, daß Sie nicht von der Polente sind?" unterbricht sie.

„Wenn ich Kriminalbeamter wäre, würde ich mich doch nicht als Ihr Cousin hier einschleichen. Ich hätte Sie längst verhaften lassen! Wegen Modespionage!"

Sie rutscht mit dem Stuhl zurück. Beide schweigen. Ein Sonnenstrahl fällt durch das Fenster. Golden-blau. Der Rauch aus Marc's Pfeife malt surrealistische Kringel.

„Sie haben vielleicht recht", sagt Marie in die Stille hinein. „Aber ich unterhalte mich hier nicht mit Ihnen. Die Wände haben nämlich Ohren. Sorgen Sie dafür, daß ich ein paar Stunden 'rauskomme aus diesem Loch. Verschaffen Sie mir einen



Urlaubsschein. Sie sind schließlich mein Cousin. Oder vielleicht nicht, Monsieur?"

„Gut. Ich werde es versuchen. Ich gehe gleich zu Professor Lasalle!"

Marie bechert pausenlos

Der Urlaubsschein gilt für fünf Stunden. Marc hat versprechen müssen, auf seine „Cousine" achtzugeben. Besonders darauf, daß sie keinen Alkohol zu sich nimmt.

Marc und Marie sitzen sich in einem kleinen Restaurant in der Hauptstraße von Combies gegenüber. Er bestellt zwei Espresso.

„Und zwei doppelte Whisky!" setzt Marie mit triumphierendem Grinsen hinzu.

Marc beugt sich über den Tisch.

„Sind Sie von Sinnen? Ich mußte dem Professor versprechen, daß Sie keinen Schnaps trinken!"

„Du kannst mir gar nichts befehlen, lieber Cousin!"

Sie lacht heiser. Das Gesicht wird zur Fratze.

Der Kellner bringt den Kaffee und den Whisky. Den Espresso rührt Marie überhaupt nicht an. Mit einem Zug schüttet sie das Glas in sich hinein. Dann greift sie sich mit einer blitzschnellen Bewegung den Whisky von Marc. Wischt mit dem Handrücken über die Lippen, als sie sein Glas absetzt. Marc ist sprachlos.

„Jetzt wird mir langsam besser", sagt Marie und seufzt auf. Schon winkt sie dem Kellner: „Noch zwei Doppelte!"

Marc packt ihren Arm. „Sie wissen nicht, was Sie tun! Hören Sie auf! Ich flehe Sie an – hören Sie auf!"

Sie nimmt dem Ober das Glas direkt vom Tablett. Wie eine Verdurstende kippt sie den Whisky hinunter.

„Dummer kleiner Cousin..." sagt sie. Ihre Zunge wird schon schwer.

Er kann nichts dagegen tun. Sie hat ihn ja in der Hand. Sie kann dem Professor verraten, daß er falsche Angaben gemacht hat. Und sie kann sich weigern, ihm Auskunft zu geben.

Sie schreit nach neuem Whisky.

Der Kellner grinst. Whisky wird hier selten getrunken. Whisky ist teuer. Sofort füllt er die Gläser nach.

„Gut, trinken wir noch einen", keucht Marc. „Ich bestelle noch mehr. Aber vorher will ich wissen, wo die schwarze Spinne ist. Sie arbeiten mit ihr zusammen. Ich weiß es. Seit ein paar Tagen hat sie ihre Wohnung in der Avenue Foch verlassen. Also los! Antworten Sie!"

Ihr Mund wird breit, und ihre Augen sind nur noch schmale Schlitze.

„Sie hat ein Haus irgendwo in Österreich. Manchmal wohnt sie dort, wenn... wenn ihr in Paris das Pflaster zu heiß wird. Die genaue Adresse habe ich nicht. Aber fragen Sie Bruce. Milton Bruce. Sie kennen ihn? Natürlich kennen Sie ihn. Den Modefotografen... Er weiß sicher, wo sie ist."

„Milton Bruce... arbeitet auch für die schwarze Spinne?"

„Na klar." Sie nickt.

Er kennt den Namen. Bruce, ein Engländer, ist einer der ganz großen Modefotografen. Seine Bilder erscheinen in den bedeutendsten Modejournalen der Welt. Also auch der. Sieh mal an. Den Jungen werde ich mir vorknöpfen.

Aber wie werde ich jetzt dieses Frauenzimmer los? Ich kann sie doch in diesem Zustand unmöglich selber in die Entziehungsanstalt zurückbringen!

Er bestellte ein Taxi und weist den Fahrer an, Marie in der Anstalt abzuliefern. Marie will nicht zurück. Sie schreit und schlägt wild um sich.

Marc steckt dem Fahrer einen größeren Geldschein zu. Der Mann tippt mit dem Zeigefinger gegen den Schirm seiner Mütze:

„Wird erledigt, Monsieur! Überlassen Sie die Dame nur mir ..."

Der Wagen schießt davon.

Ein „besserer älterer Herr"

Ein glasklarer Himmel wölbt sich über Paris. Es ist kühler als an den Tagen zuvor. Die Liebespärchen, die über die Champs-Elysées schlendern, kuscheln sich aneinander. Auf den Terrassen vor den Cafés hat man die infrarote Heizung eingeschaltet. Die Luft schmeckt nach Benzin und welken Blättern.

Marc trägt einen dunklen Anzug, den er sich von einem Freund geliehen hat. Der Freund ist korpulent. Um Hosenbund und Jackenweite auszufüllen, hat sich Marc ein dickes Kissen unters Oberhemd geschoben.

Natürlich besitzt er eigene dunkle Garderobe. Aber die Veränderung seiner Körperformen hat ihren Grund. Er will nicht erkannt werden.

Auf seiner Oberlippe wippt ein Schnurbart. Pechschwarz. Und pechschwarz hat Marc Latour auch sein Haar färben lassen. Eine schwere Hornbrille verdeckt einen Teil seines Gesichtes. Daß es sich bei den Gläsern nur um normales Fensterglas handelt, ahnt kein Mensch.

Nicht einmal sein bester Freund würde ihn erkennen.

Marc hat sich eine Einladung für eine exklusive Piarelli-Modenschau verschafft. Unter dem Namen irgendeines amerikanischen Millionärs, den es tatsächlich gibt. Marc weiß, daß bei dieser Modenschau auch Milton Bruce zugegen sein wird, um Bilder zu machen...

Vor dem Haus in der Rue St. Honoré drängen sich in langer Reihe die wuchtigen Straßenkreuzer. Visitenkarten der Bankkonten ihrer Besitzer.

Eine Modenschau bei Piarelli ist ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Man kommt, um gesehen zu werden. Um liebe Freundinnen und Freunde zu treffen, um zu plaudern und um die prickelnde Atmosphäre zu genießen, die einer solchen Schau anhaftet. Und man kommt natürlich auch aus Neugier. Wird es wieder eine Revolution in der Mode geben? Stimmen die Gerüchte, daß die Röcke ein paar Zentimeter länger werden? Daß der Sack endgültig begraben ist und die Kleider wieder ganz auf Figur zugeschnitten sind?

Marc Latour hat keinen Straßenkreuzer. Sein kleiner englischer Sportwagen ist seit zwei Wochen in Reparatur.

Er geht zu Fuß. Bei dem goldbetreßten Portier zeigt er seine Einladung vor. In gebrochenem Französisch erkundigt sich Marc, in welchem Stockwerk die Modenschau stattfindet.

„Im ersten, Mister Holiday. Wenn Sie 'raufkommen gleich links die erste Tür!"

Punkt acht im Café Roma

Gedämpftes Stimmengewirr schlägt ihm in der ersten Etage entgegen. Die große Flügeltür steht offen. Noch einmal muß er die Einladung vorzeigen. Die vorderen Stühle sind besetzt. Unbequeme Stühle, hoch, schmal und mit Chintz bespannt.

Marc sucht sich einen Platz in der hintersten Ecke. Es dauert noch eine Weile, bis die Tür geschlossen wird.

Vier Scheinwerfer leuchten auf. Die Gespräche verstummen. Monsieur Piarelli erscheint persönlich und spricht mit sichtbarem Lampenfieber ein paar Begrüßungsworte. Ehe er hinter dem Vorhang verschwindet, tupft er sich mit einem blütenweißen Taschentuch über die Stirn.

Die Damen klatschen.

Das erste Mannequin schreitet über den Velourteppich. Das Cocktailkleid, das es vorführt, ist aus cremefarbenem Duchesse.

Die Blicke der Damen richten sich auf den Saum des Kleides, um die Länge zu prüfen.

Das Mannequin dreht sich und geht erhobenen Hauptes zurück.

Beifall.

Auch Marc Latour klatscht leicht in die Hände. Er hat vor ein paar Sekunden Milton Bruce entdeckt. Den Mann, den er sucht.

Schon wird das nächste Modell gezeigt. Diesmal ein lila Cocktailkleid. Der Beifall ist schwächer.

Marc läßt Milton Bruce nicht aus den Augen. Sein Plan steht fest. Bei Beginn der üblichen Pause wird er den Engländer ansprechen.

Noch dreißig Minuten... Er kann jetzt nichts weiter tun als still auf seinem Platz zu bleiben.

Endlich die Pause.

Marc schießt von seinem Stuhl hoch, bahnt sich einen Weg durch die Menschen, entschuldigt sich krampfhaft lächelnd nach allen Seiten.

Bruce ist damit beschäftigt, einen neuen Film einzulegen. Der Engländer läßt sich Zeit dabei. Dann steht er auf, hängt die Kamera um und schlendert dem Ausgang zu. Marc bleibt ihm auf den Fersen.

Der Fotograf scheint nicht recht zu wissen, was er anfangen soll. Er geht die Treppe hinunter und läuft auf der Straße auf und ab. Marc hat jetzt Tuchfühlung mit ihm. Er flüstert:

„Schwarze Spinne..."

Wie versteinert bleibt Bruce stehen. Reißt die Augen auf. Starrt Marc an wie hypnotisiert. Marc sieht, wie die Finger des Engländers zittern. Sieht, wie Bruce etwas sagen will, aber kein Wort über die Lippen bringt.

„Ich muß Sie sprechen", fährt Marc fort. „Dringend. Wenn Sie sich vernünftig verhalten, passiert Ihnen nichts. Ich erwarte Sie heute Abend um acht im Café Roma. Punkt acht – hören Sie? Sollten Sie es vorziehen, nicht zu erscheinen, sitzen Sie morgen im Gefängnis. Ich habe Sie in der Hand, Mister Bruce!"

Der Engländer blickt angstvoll um sich.

„Wer... wer sind Sie eigentlich? Was wollen Sie von mir? Ich bin Fotograf. Ich bin Mitglied des Clubs der ausländischen Presse. Wenn Sie meinen Ausweis sehen wollen..."

„Hören Sie auf, Bruce. Lassen Sie die Mätzchen. Punkt acht Café Roma. Sie werden niemanden etwas von unserer Begegnung sagen. Und Sie kommen allein, verstanden?"

Bruce nickt verstört. Er steckt die Hände in die Taschen und sieht zu Boden. Marc läßt ihn stehen. Er geht nicht mehr hinauf zu Piarelli.

„Also doch ein Erpresser!"

Ein hagerer, reichlich betagter Stehgeiger spielt die Toselli-Serenade. Er trägt einen Frack und einen hohen, gesteiften Kragen. Wenn er die Töne nach unten zieht, geht sein Kinn fast senkrecht in die Höhe, und ein verzückter Ausdruck legt sich auf sein Gesicht.

Er ist Italiener. Auch die Kellner im Café Roma sind Italiener.

Es ist kurz vor acht.

Eine junge Armenierin mit hautengem schwarzen Kittel fegt den nackten Steinfußboden. Marc Latours Augen ruhen für einen Moment auf ihrer Figur. Dann wandern sie weiter. Zum Eingang hin. Jede Sekunde kann Bruce kommen. Er weiß, daß er kommen wird. Er kennt diese Sorte. Wenn es ihnen an den Kragen geht, sind sie zu jedem Kompromiß bereit.



Der große Zeiger der Normaluhr an der Wand macht einen kleinen Ruck. Er steht jetzt auf der Zwölf.

Die Drehtür beginnt zu kreisen.

Milton Bruce!

Er trägt einen hellbraunen Wettermantel. Der Kragen ist hochgeschlagen. Das Gesicht blaß. Die Hände hat er in den Taschen vergraben.

Er sucht Marc. Macht drei, vier Schritte in den Raum hinein. Bleibt stehen.

Richtig, fällt Marc ein. Ohne Bauch und Brille kennt er dich ja noch gar nicht.

Er hebt die Hand.

Bruce sieht ihn und kommt langsam an den Tisch. Er läßt sich wortlos auf einen Stuhl nieder.

Eigentlich gar kein so unsympathischer Kerl, denkt Marc. Wer weiß, warum er sich mit Modespionage befaßt. Hätte er bestimmt nicht nötig. Die Zeitungen reißen ihm doch seine Bilder aus der Hand. Na, mir kann's egal sein...

„Tag, Mister Bruce", sagt er und gibt seiner Stimme einen freundlichen Klang. „Trinken Sie einen Campari mit?"

Der Engländer nickt und knöpft sich den Mantel auf.

„Ich habe nicht viel Zeit", meint er leise und bewegt kaum die Lippen beim Sprechen. „Am besten, wir kommen gleich zur Sache! Zunächst möchte ich wissen, wer Sie überhaupt sind!"

„Mein Name wird Ihnen nichts sagen. Ich heiße Henri Mauvage. Bin ein alter Bekannter der Gräfin Kottorsky. Ich hoffte, die Gräfin hier in Paris zu finden. Aber ihr Haus ist leer. Halten Sie mich nicht für einen Polizisten, Mister Bruce. Auch nicht für einen Erpresser. Es geht nur um rein persönliche Belange. Ich will von Ihnen erfahren, wo sich die Gräfin Kottorsky aufhält. Sie wissen die Adresse!"

Bruce schüttelt den Kopf wie im Zeitlupentempo:

„Ich habe die Adresse nicht!"

„Sie lügen!"

Wieder das Kopfschütteln des Engländers.

„Aber Sie können die Adresse beschaffen, nicht wahr?"

„Das... weiß ich noch nicht!"

„Machen Sie mir nichts vor. Sie haben keine Ahnung, wie ernst es mir ist. Ich sagte Ihnen schon heute Nachmittag, daß ich Sie in der Hand habe. Ich werde notfalls dafür sorgen, daß man Sie verhaftet!"

Der Engländer zieht die Mundwinkel herab.

„Also doch ein Erpresser", meint er. „Ich will die Adresse der Gräfin, sonst nichts. Sie sind einer ihrer engsten Mitarbeiter. Ich gebe Ihnen genau vierundzwanzig Stunden Zeit. Morgen treffen wir uns um dieselbe Zeit in diesem Café. Das ist mein letztes Wort. Und Ihre letzte Chance, Mister Bruce!"

Der Kellner bringt zwei Gläser Campari. Marc zahlt gleich. Bruce rührt sein Glas nicht an. Er steht auf. „Erpresser", zischt er durch die Zähne. „Also, morgen um acht. Ich werde kommen!"

Er verläßt das Lokal.

Zum Dank: 12 neue Schottenwitze

Marc trinkt die beiden Campari aus und lächelt vergnügt vor sich hin. Er wird die ganze Geschichte in seinem neuen Kriminalroman unterbringen. Ob Bruce die Anschrift wirklich nicht weiß? Ob sich der Engländer mit der schwarzen Spinne in Verbindung setzen wird?

Marc Latours Herz schlägt schneller, als er an die Gräfin denkt. Er weiß, daß er dem Zauber dieser Frau verfallen ist. Er hat sich immer für einen nüchternen Realisten gehalten. Für einen Mann, der den Verstand urteilen läßt und nicht das Gefühl. Frauen? Sie hatten bisher keine große Bedeutung in seinem Leben. Liebe? Bis zu jenem Abend in der Pförtnerloge hat er eigentlich gar nicht gewußt, daß es so etwas wirklich gibt.

Und nun ist sie ihm doch begegnet – die große Liebe. Und hat sein Leben mit einem Schlag verändert...

*

Milton Bruce kennt die Adresse wirklich nicht. Er fährt zu Josef Pollack, dem Geldschrankknacker und alten Freund der schwarzen Spinne. Pollack wohnt im Hotel Versailles. Die beiden Männer gehen in die Hotelbar und nehmen ein paar Drinks. Nach dem fünften wird Pollack gesprächig. Ohne Argwohn nennt er dem Engländer die Wiener Anschrift der Gräfin. Bruce bleibt noch eine Weile und revanchiert sich mit einem guten Dutzend neuer Schottenwitze.

Am nächsten Tag gibt der Engländer die Adresse an Marc weiter.

„Wien, Elisabethstraße eins. So, und nun lassen Sie mich gefälligst in Ruhe, Monsieur Mauvage oder wie immer Sie heißen mögen. Und noch eins: Was auch passiert – wir beide haben uns nie gesprochen. Wir kennen uns nicht. Geben Sie mir Ihr Wort darauf?"

„Mein Ehrenwort", sagt Marc. „Adieu, Mister Bruce. Es war mir ein Vergnügen, die Bekanntschaft eines so berühmten Fotografen zu machen!"

„Das ist die Liebe, Madame!"

Die Elisabethstraße liegt im Zentrum der Stadt. Es ist eine sehr ruhige Straße.

Das Haus der Kottorskys ist vierstöckig wie fast alle Häuser in der Elisabethstraße. Drei Etagen sind vermietet. In der obersten hat sich das Ehepaar Kottorsky eine prunkvolle Achtzimmerwohnung eingerichtet. Die Wohnung haben sie seit 1930. Später, als sie nach Paris übersiedelten, waren sie nur noch ab und zu einmal in Wien. Beide lieben diese Stadt. Fast mehr noch als Paris. Denn beide sind hier aufgewachsen. Das Haus hat Alexander Graf Kottorsky von seinem Vater geerbt.

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 11

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Hafer, 4. Laute, 7. Deich, 10. Udet, 12. Hai, 13. Berg, 15. Union, 16. Prinz, 18. Ora, 20. Tau, 22. Isa, 23. Aal, 24. Silber, 26. Sol, 28. Orange 30. Koma, 31. Auktion, 32. Caen, 34. Ratte, 36. Gram, 38. Tee, 39. Patt, 41. Araber, 43. Bolero, 45. Glas, 46. Reh, 48. Mus, 49. Ries, 51. Los, 52. Minute, 54. Ode, 55. Midas, 56. Trieb, 57. Armin, 59. Adler, 61. Uhr, 63. Eos, 65. Ute, 67. Nest, 69. Nashorn, 70. Ober, 71. Odeon, 72. Kelle, 73. Niete, 74. Wenden, 75. Leo, 76. Akelei. — Senkrecht: 1. Horoskop, 2. Edu, 3. Rente, 5. Ahn, 6. Tip. 7. Denar, 8. Erz, 9. Hellenen, 11. Tiara, 13. Bison, 14. Orion, 17. Magen, 19. Alm, 21. Dotter, 23. Ana, 25. Barras, 26. Skat, 27. Lite, 29. Achter, 33. Lab, 35. Tal, 36. Gras, 37. Meridian, 39. Poseidon, 40. Trio, 41. Aloe, 42. Renan, 44. Oede, 45. Glasunow, 47. Hus, 48. Met, 50. Sennerei, 52. Mime, 53. Helm, 57. Arsen, 58. Bohle, 60. Rubel, 62. Hede, 63. Esel, 64. Solo, 66. Tete, 68. Tod, 70. Oie.

Silbenrätsel. 1. Arago, 2. Unfall, 3. Chaudeau, 4. Birkhahn, 5. Innung, 6. Nipkow, 7. Salome, 8. Erker, 9. Nordwest, 10. Wustrow, 11. Amme, 12. Holtei, 13. Rottweil, 14. Hyäne, 15. Elias, 16. Imme, 17. Tagedieb, 18. Empore, 19. Nibelungen, 20. Stroganow, 21. Influenza, 22. Nonnenwerth, 23. Dollar, 24. Dinorah, 25. Erdbeere, 26. Rossini, 27. Wisent, 28. Ingwelde, 29. Einstein, 30. Daktylus, 31. Elemi, 32. Roman, 33. Heiland. **Auch Binsenwahrheiten sind der Wiederholung wert, weil es eben Wahrheiten sind.**

Es hat sich wie ein Lauffeuer in der Nachbarschaft herumgesprochen, daß die Kottorskys wieder in Wien sind. Alte Freunde und Bekannte kommen und machen ihre Aufwartung.

Die Gräfin ist gar nicht so versessen darauf. Sie fühlt sich nicht wohl. Kopfschmerzen quälen sie, Appetitlosigkeit und ein geradezu krankhaftes Schlafbedürfnis. Sie spricht wenig und bittet ihren Mann häufig, sie allein zu lassen.

Der Graf weiß keine Erklärung. Er rät ihr, einen Arzt zu bestellen. Sie schüttelt den Kopf.

‚Nur Chouchou, das langjährige Dienstmädchen des Ehepaares, glaubt die Ursache zu kennen. Als sie einmal mit der Gräfin allein ist, sagt sie:

„Das ist die Liebe, Madame! Ich kenne mich da aus. Als mich mein Jean vor vier Jahren sitzenließ, war mir genauso zumute. Aber die Zeit heilt alle Wunden. Glauben Sie mir!"

Die schwarze Spinne sitzt auf dem Bettrand und hat den Kopf zwischen den Händen. Ihre Augen sind leer.

„Liebe?" wiederholt sie. „Wie kommst du denn darauf?"

Chouchou lächelt.

„Madame – seit Sie den Detektiv von Piarelli getroffen haben, sind Sie so verändert. Er hat Ihnen den Kopf verdreht!"

Madeleine Kottorsky sieht Chouchou an. Sie will sich diesen Ton verbitten, will schimpfen. Aber sie lächelt nur. Sie weiß, daß sie es nicht länger allein mit sich herumtragen kann. Sie muß mit jemandem darüber sprechen. Es wird alles leichter machen...

„Würde es dich wundern, wenn ich mich wirklich... verliebt hätte?"

Einen Augenblick zögert Chouchou. Dann sagt sie:

„Ja, Madame. Es paßt so gar nicht zu Ihnen."

Die Gräfin fährt herum.

„Was heißt das – es paßt nicht zu mir? Bin ich vielleicht schon zu alt?"

„Aber nein, Madame. Ich meine nur, weil Sie doch sonst immer so... so streng sind. Sie sind doch die schwarze Spinne. Sie sind sehr klug und müssen soviel im Kopf haben."

Es ist still im Schlafzimmer der Gräfin. Ihr Mann hat das Haus verlassen, um sich Zeitungen zu holen.

„Du findest also, daß sich kluge Leute nicht verlieben können..." sagt die Gräfin leise vor sich hin. „Wie du dich irrst, Chouchou. Du hast keine Ahnung, wie sehr ich ihn liebe. Ich würde ihm alles geben, was ich habe. Ich würde ihm meine Karriere opfern. Alles, alles, alles würde ich opfern..."

Sie läßt sich nach hinten auf das Bett fallen und legt den Kopf auf die verschränkten Arme. Ihre Augen sind feucht, und um ihren Mund huscht ein trauriges Lächeln.

Ein Fuß im Türspalt

Am Abend dieses Tages, gegen halb acht, klingelt es an der Wohnungstür. Graf Kottorsky und seine Frau schrecken zusammen. Chouchou ist gerade damit beschäftigt, das Abendessen aufzutragen.

Die Gräfin läßt den Löffel sinken.

„Wer kann denn das noch sein? Sieh bitte nach. Sage, wir sind nicht zu Hause!"

Das Mädchen deutet einen Knicks an und geht zur Tür.

Zunächst blickt sie durch das Guckloch, kann aber nichts erkennen.

Vorsichtig öffnet sie.

Plötzlich wird die Tür von außen aufgestoßen. Chouchou stemmt sich mit aller Gewalt dagegen. Da sieht das Mädchen einen Fuß, der schon in der Wohnung steht. Einen Männerfuß...

Chouchou schreit: „Hilfe! Hilfe! Einbrecher!"

Die Kottorskys hören die Schreie. Der Graf rennt zum Schreibtisch und zieht die Schublade auf. Der geladene Revolver liegt gleich vorne rechts. Er entsichert die Waffe.

(Fortsetzung folgt)

Man wird uns einmal vorwerfen...

Fortsetzung des Artikels von Seite 13

sche Status aberkannt worden, und am 16. September desselben Jahres hat die Sowjetunion die Zerschlagung der Tschechoslowakei mit der Anerkennung des neuen slowakischen Staates sanktioniert.

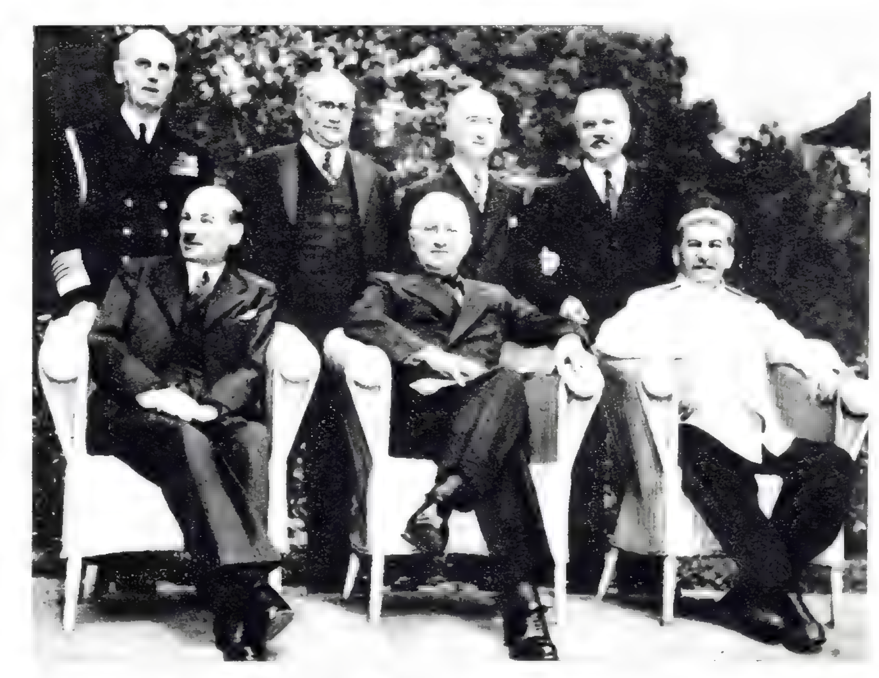
Auch den polnischen, jugoslawischen und griechischen Gesandten in Moskau hat die Sowjetunion die diplomatischen Eigenschaften abgesprochen, nachdem ihre Länder von Deutschland überrannt worden sind, nur um dem Dritten Reiche Adolf Hitlers die freundschaftliche Verbundenheit zu beweisen...

Auch an diese Tatsache wagt niemand zu erinnern:

Daß nicht nur die Armeen Hitlers in Polen eingefallen sind, sondern auch die Rote Armee Stalins. Dennoch stehen, als stimmte Maßnahmen getroffen. So hat er von den Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritanniens die Auflösung der Botschaften der verfassungsmäßigen polnischen Exilregierung gefordert.

Schon 1944 ist auf Stalins Befehl eine neue, rein kommunistische polnische „Regierung" gebildet worden. Am 5. Juli 1945 nachmittags 2 Uhr hat Präsident Truman in einer Radioansprache die „Anerkennung" dieser provisorischen polnischen Regierung durch die USA bekanntgegeben.

Der bisherige polnische Botschafter in Washington hat die entsprechende Note des Außenministers Byrnes erst vier Stunden später erhalten. Er wird darin aufgefordert, das Botschaftsgebäude zu räumen, damit es dem Vertreter der von Stalin eingesetzten Regierung übergeben werden kann.



Neue Gesichter. Statt Churchill, der in den englischen Unterhauswahlen eine Niederlage erlitten hat, nehmen der neue englische Premierminister Attlee und sein Außenminister Bevin an den weiteren Sitzungen der Potsdamer Konferenz teil. In der vordersten Reihe von links nach rechts: Attlee, Truman, Stalin; dahinter Admiral Leahy, Bevin, Byrnes und Molotow.

gleich darauf die „Großen Drei" über Polen sprechen, allen Konferenzteilnehmern die Vorgänge im September 1939 vor Augen.

Dieser Krieg, der mit dem Einfall in Polen begonnen hat, ist erst durch den Abschluß eines Deutsch-Russischen Nichtangriffspaktes am 23. August 1939 möglich geworden.

Zu diesem Zeitpunkt kennt noch keine der angelsächsischen Delegationen die sogenannten „Geheimen Zusatzprotokolle" zu dem im Kreml in Moskau unter der Assistenz von Generalissimus Stalin abgeschlossenen Nichtangriffspakt, die neben der Unterschrift des deutschen Außenministers Joachim von Ribbentrop auch die des sowjetischen Außenministers Wjatscheslaw Molotow tragen.

Ribbentrop soll als Kriegsverbrecher vor einem internationalen Tribunal abgeurteilt werden, Wjatscheslaw Molotow sitzt neben Generalissimus Stalin am runden Tisch der Potsdamer Konferenz.

Auf Grund dieser Zusatzklausel sind der Sowjetunion vom Dritten Reiche Adolf Hitlers nicht nur die drei baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland zugeschanzt worden, sondern auch die polnischen Ostprovinzen.

Stalin sichert die Beute

Stalin denkt natürlich nicht daran, diese ihm von Hitler zugesprochene Beute nach dem Sieg über Hitler wieder herauszugeben. Aber es denkt auch niemand daran, von der Sowjetunion die Herausgabe dieser Gebiete zu verlangen.

Um die Beute zu sichern, hat Stalin schon vor der Potsdamer Konferenz be-

Doch die Auflösung der polnischen Exilregierung genügt Stalin nicht.

„Ich beantrage", führt er in der Debatte aus, „auch alle Wertpapiere, Guthaben und das sonstige polnische Eigentum der sogenannten ‚polnischen Regierung in London', gleichgültig woraus dieses Eigentum besteht und wo es sich befindet, unverzüglich der rechtmäßigen Regierung in Warschau zu übertragen."

Churchills Gesicht wird immer ernster, denn der sowjetische Generalissimus, einmal in Fahrt gekommen, fordert noch mehr: „Ferner sind sämtliche polnischen Streitkräfte im Ausland sowie die polnische Kriegs- und Handelsmarine, der Regierung in Warschau zu unterstellen."

Polen endgültig verloren

In seinem Sessel zurückgelehnt, das Jackett bis oben zugeknöpft, erwidert Churchill:

„Viele Polen haben nach der Besetzung ihrer Heimat und ihrer Vertreibung aus Frankreich bei uns Zuflucht gesucht. Nennenswerte Guthaben hat diese polnische Exilregierung, die ebenfalls bei uns Asyl gefunden hatte, nicht besessen. Sie hatte gar keine Gelegenheit, auf ihrer Flucht vor den Deutschen viel mitzunehmen..."

Die rechte Hand des britischen Premierministers, die vor ihm auf der Tischplatte liegt, ballt sich, ohne daß ihm das bewußt wird, zur Faust.

„Wenn sie hätte etwas retten wollen",

ruft er mit erhobener Stimme den Delegierten am runden Tisch zu, „so ist das vereitelt worden durch die von Osten her in Polen eindringende Rote Armee."

Truman schaltet sich ein. Aus seiner politischen Laufbahn weiß er, daß sich manche Dinge leichter erledigen lassen, wenn sie erst nach einer gewissen Zeit behandelt werden. Er schlägt deshalb vor, die Angelegenheit den Außenministern zuzuweisen.

Stalin greift diesen Vorschlag auf und erhebt ihn sofort zum Antrag. Truman fügt noch schnell hinzu: „Einschließlich der freien Wahlen!"

Doch da wird das Gesicht des sowjetischen Marschalls plötzlich hart. Die Augen halb zugekniffen, sieht er zu dem amerikanischen Präsidenten hinüber. Dann antwortet er:

„Die provisorische Regierung hat die Abhaltung von freien Wahlen nie verweigert."

Daß nach bolschewistischen Begriffen „freie Wahlen" ganz anders aussehen als im Westen, verschweigt er wohlweislich...

Die zweite Sitzung der Potsdamer Konferenz ist beendet. Sie hat genau eine Stunde und fünfundvierzig Minuten gedauert. Doch hat diese kurze Zeit genügt, Polen endgültig für den Westen abzuschreiben.

Sie ringen um die deutschen Ostgebiete

In der dritten und vierten Vollsitzung werden nur zweitrangige Fragen behandelt, und in keiner findet man eine endgültige Regelung. Am 21. Juli kommt man dann auf die deutsch-polnische Grenze zu sprechen.

Die Sowjetregierung macht den Vorschlag, die Westgrenze der polnischen Republik von Swinemünde aus zur Oder, dann einschließlich Stettins oderaufwärts bis zur Einmündung der westlichen Neiße und diesem Fluß folgend bis zur tschechoslowakischen Grenze zu ziehen.

Truman hat man von der Bemerkung Churchills auf der Konferenz in Jalta erzählt: „Es wäre schade, die polnische Gans so mit deutschem Futter vollzustopfen, daß sie Verdauungsbeschwerden bekommt." Er ist derselben Meinung.

Außerdem empfindet der Präsident die von den Sowjets vorgeschlagene Verschiebung der polnischen Westgrenze als ungerecht und auch unnötig. Nachdrücklich weist er auf die Vereinbarung zu Beginn der Konferenz hin, Deutschland auf Grund seiner Grenzen von 1937 zu behandeln:

„Die Briten und Amerikaner sind auf die ihnen zugeteilten Zonen zurückgegangen, aber anscheinend hat die Sowjetregierung den Polen eine eigene Zone eingeräumt, ohne sich mit Amerika und Großbritannien ins Benehmen zu setzen!"

„Das ist nicht richtig", widerspricht Stalin. Seine Stimme klingt böse.

„Wir haben den Polen nicht eigenmächtig eine Besatzungszone überlassen. Der Sachverhalt ist ganz anders. Beim Vorrücken der Roten Armee war die deutsche Bevölkerung jener Gebiete geflohen. Nur die Polen waren geblieben, die uns begeistert empfingen. Die Rote Armee konnte nicht gleichzeitig Krieg führen, das Land von feindlichen Spionen säubern und eine Verwaltung einrichten. Wir mußten uns zwangsläufig auf die dort wohnenden Polen stützen und mit ihrer Hilfe Behörden errichten."

„Was ist denn aus den Deutschen geworden?"

Doch so leicht gibt sich Truman nicht geschlagen. „Wir müssen an den in Jalta vereinbarten Zonen festhalten", erwidert er, „sonst werden die Reparationen und hundert andere Dinge sehr schwer zu regeln sein..."

„Die Wiedergutmachung beunruhigt uns nicht!" wirft Stalin ein.

Blitzartig begreift Truman, daß es dem sowjetischen Generalissimus um ganz andere Dinge geht. „Die Vereinigten Staaten werden ohnehin nichts bekommen", erwidert der amerikanische Präsident, „aber wir wollen nicht noch draufzahlen!"

„Über die Westgrenze ist in Jalta nicht entschieden worden. Keiner von uns ist gebunden", meint Stalin.

Truman nimmt diese Bemerkung sofort auf und fragt zurück:

„Sie sind nicht gebunden?"

„Nein!" antwortet Stalin. Er hat begriffen, daß er in offener Feldschlacht sein Ziel nicht erreichen kann. Als einzige Möglichkeit, Churchill und den amerikanischen Präsidenten zu überrumpeln, bleibt nur: vollendete Tatsachen schaffen, mit anderen Worten, einer sofortigen Entscheidung auszuweichen und inzwischen alle Deutschen rücksichtslos auszutreiben.

„Die Sache muß der Friedenskonferenz vorbehalten bleiben", ergänzt Stalin sein „Nein" von vorhin. „Deshalb ist es am besten, die Frage vorläufig zurückzustellen."

„Es sind die wichtigsten landwirtschaftlichen Gegenden Deutschlands", gibt Churchill zu bedenken.

„Wer wird sie aber bebauen?" entgegnet Stalin. „Es sind keine Bauern zurückgeblieben, außer Polen."

„Was ist denn aus den Deutschen geworden"? fragt Churchill. Auch Truman schließt sich dieser Frage an.

„Sie sind geflohen!" antwortet Stalin.

Der britische Premierminister denkt an die Kosten, die England durch die Ernährung der vertriebenen Deutschen entstehen werden und bemerkt:

„Wer soll denn diesen Menschen Nahrung geben? Nach dem Sowjetvorschlag würde Deutschland ein Viertel seines landwirtschaftlichen Bodens verbleiben und acht Millionen Menschen wären umzusiedeln. Dieses Rumpf-Deutschland kann nicht so viele aufnehmen. Aber ich glaube auch nicht, daß alle Deutschen geflohen sind. Nach meinen Informationen leben mindestens noch zwei Millionen dort. Wir können sie doch nicht in die industriellen Gebiete hineinpumpen und gleichzeitig Deutschland von seiner Lebensmittelbasis abschneiden!"

Stalin gibt nicht nach.

„Der Rest der Bevölkerung hat vor dem Einmarsch der Roten Armee das Land verlassen. Nicht ein einziger Deutscher ist in den Gebieten zurückgeblieben, die Polen zugedacht sind."

„Natürlich nicht!" flüstert Admiral Leahy dem amerikanischen Präsidenten zu. „Die Bolschewisten haben sie alle umgebracht!"

Churchills Gewissensbisse

Der russische Übersetzer Pawlow sieht auf. Es ist unmöglich, daß er diesen Einwurf des Admirals gehört hat, aber er scheint zu ahnen, wie wenig höflich die Bemerkung gewesen ist.

„Die Deutschen zwischen Oder und Weichsel", führt der Generalissimus aus, „haben ihre Felder im Stich gelassen, und diese werden jetzt von Polen bebaut. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Polen die Rückkehr der Deutschen gestatten werden."

Inzwischen hat ein Sachberater dem britischen Premierminister auf einem Zettel die genaue Zahl der Einwohner Ostdeutschlands mitgeteilt. Die Notiz in der Hand, fährt Churchill fort:

„Die Verpflanzung von 8250000 Menschen geht weit über das hinaus, was dem englischen Volk gegenüber vertreten werden kann. Auch wir wollen, daß Polen für seine an die Sowjetunion abgegebenen Ostprovinzen entschädigt wird, aber das muß sich in vernünftigen Grenzen halten. Sie wollen bei dieser Feststellung bitte bedenken, daß es England war, das wegen Polen 1939 zu den Waffen griff! Aber es wird dieser Nation keinen Nutzen bringen, wenn sie sich so große zusätzliche Räume aneignet. Sollten die Deutschen wirklich alle davongelaufen sein, so braucht man ihnen bloß die Rückkehr zu erlauben..."

Auf Stalins Gesicht zeigt sich Unmut.

Man wird uns einmal vorwerfen...

Doch Churchill ist nicht bereit, die Waffen zu strecken. „Die Polen haben kein Recht", sagt er, „Deutschland der Katastrophe einer Hungersnot auszusetzen, und wir haben nicht den geringsten Wunsch, uns mit einem übervölkerten Rumpf-Deutschland zu überlasten. Wenn wir für die Bevölkerung des Ruhrgebietes nicht genügend Lebensmittel haben, werden sich dort Verhältnisse wie in den deutschen Konzentrationslagern herausbilden!"

„Besser die Deutschen leiden als die Polen"

Stalin ist davon nicht im geringsten beeindruckt.

„Deutschland hat schon immer Lebensmittel einführen müssen", erwidert er voller Hohn. „Es kann sie ja von Polen kaufen. Diese Gebiete werden von Polen bewohnt und bebaut, und wir können sie nicht zwingen, das von ihnen produzierte Getreide an die Deutschen zu verschenken."

Niemandem kommt der Gedanke, daß diese Ostgebiete Deutschlands ja noch gar nicht bebaut sein können. Der Krieg ist über diese Landstriche hinweggegangen, nachdem es für eine Bestellung der Felder viel zu spät gewesen ist. Außerdem können, zwei Monate nach Kriegsschluß, bisher dort nur wenige Polen eingewandert und seßhaft geworden sein.

Der sowjetische Generalissimus spielt seinen letzten Trumpf aus. „Daß die Vorschläge für Deutschland hart sind, gebe ich zu. Aber was macht das, den Deutschen Schwierigkeiten zu bereiten? Es wird sie davon abhalten, einen neuen Krieg zu beginnen! Besser, die Deutschen leiden als die Polen! Und je weniger Industrie es in Deutschland gibt, desto größer sind die Märkte für Großbritannien."

„Das war eine Sache, sage ich Euch"

Bevor der amerikanische Präsident zum Staatsbankett geht, das der britische Premierminister vor seiner Abreise nach England gibt, schreibt er an seine Mutter und an seine Frau einen Brief:

„Liebe Mama und Mary,

...seit dem 17. haben wir täglich eine Sitzung abgehalten. Viele Beschlüsse sind unter Dach, aber vieles, das längst geregelt sein sollte, ist noch unerledigt. Doch haben wir ja noch Zeit vor uns, um für die meisten Punkte irgendeine Art von Vorbeschluß für die Friedenskonferenz zu finden.

Stalin gab vorgestern abend ein Staatsbankett – das war eine Sache, sage ich Euch. Kaviar und Wodka machten den Anfang, und Wassermelonen und Champagner bildeten den Abschluß; es gab frische und geräucherte Fische, Wildbret, Huhn, Enten und alle möglichen Gemüse dazwischen. Alle fünf Minuten ein Toast, insgesamt mindestens fünfundzwanzig. Ich habe sehr wenig gegessen und noch weniger getrunken; aber es war eine farbenprächtige und erfreuliche Angelegenheit...

Harry."

Am Abend geht er dann zu Fuß mit Byrnes und Admiral Leahy hinüber zur Ringstraße. Die beiden Posten vor der Neubabelsberger Residenz des britischen Premierministers präsentieren das Gewehr. Churchill begrüßt seinen hohen Gast besonders herzlich und führt ihn sofort zu seinem Platz an der Tafel: zur Rechten des Premierministers.

Zur Linken Churchills sitzt Generalissimus Stalin. Da es sich um ein „kapitalistisches Bankett" handelt, ist die Speisenfolge erheblich bescheidener als bei den Russen. England muß sparen, und außerdem werden die Ausgaben der Regierung vom Parlament kontrolliert, abgesehen davon, daß auch der britische Oppositionsführer Clement Attlee mit am Tisch sitzt.

Auf ihn bringt Churchill einen Trinkspruch aus:

„Ich hebe mein Glas auf das Wohl des Oppositionsführers!"

Attlee erwidert diese zuvorkommende Geste, ist aber ebenso verwundert wie die anderen Teilnehmer, als der Premierminister hinzufügt: „...auf den Oppositionsführer – – wer immer dies sein werde."

Niemand ahnt, daß Churchill auf sein eigenes Wohl trinkt – – am allerwenigsten er selber.

Die etwas steife Atmosphäre lockert sich allmählich. In einer Tischrede bringt Stalin als nächsten Konferenzort die japanische Hauptstadt in Vorschlag. Damit gibt er indirekt zu, daß die Sowjetunion in den Krieg gegen Japan eintreten wird.

Je weiter der Abend fortschreitet, um so freier wird die Tischordnung. Man wechselt den Platz, prostet sich gegenseitig zu, und in einem privaten Gespräch mit Churchill spricht Stalin über das russische Eingreifen gegen Japan.





Helme werden zu Kochtöpfen. Während in Potsdam noch die Alliierten über das Schicksal Deutschlands beraten, wird im grauen deutschen Alltag der Krieg liquidiert. Wer die Sieger sind, das verkündet sogar die Anzeigentafel im Olympia-Stadion in Berlin.

„In erster Linie ist das eine Transportfrage", erklärt er. „Wir haben nur eine Eisenbahnlinie, und der Abtransport aus dem Westen hat schon begonnen. Unser Aufmarsch ist bald beendet..."

Weder Churchill noch Truman ahnen...

Der russische Dolmetscher Pawlow flüstert dem Generalissimus etwas zu. Stalin nickt, erhebt sich und beginnt, mit seiner Menükarte die Unterschriften der Teilnehmer einzusammeln.

„Seit wann ist denn Stalin Autogrammsammler"? fragt Churchill. „Wenn mir einer gesagt hätte, daß der Generalissimus..."

Der Premierminister unterbricht sich, denn Stalin tritt heran und bittet auch ihn um seine Unterschrift. Der Generalissimus zwinkert dabei vor Vergnügen mit den Augen wie ein kleiner Junge, der glücklich darüber ist, jemandem einen Streich gespielt zu haben.

Natürlich sammelt er keine Autogramme, aber er will zeigen, daß auch ein Bolschewik „bourgeoise" Gewohnheiten haben kann. Und wer bürgerliche Gewohnheiten hat, ist gar nicht so schlimm.

*

Am Ende der Sitzung vom 24. Juli geht Präsident Truman auf Generalissimus Stalin zu und teilt ihm mit, wobei er sich bemüht, möglichst unbeteiligt zu erscheinen:

„Die Vereinigten Staaten haben jetzt eine neue Bombe von außerordentlicher Zerstörungskraft entwickelt!"

Der Generalissimus zeigt kein besonderes Interesse und wünscht auch keine näheren Einzelheiten zu erfahren. Aber Churchill, der von einer Ecke des Saales aus die Szene beobachtet, glaubt festzustellen, daß sich Stalin über die Mitteilung zu freuen scheint.

Der Premierminister weiß natürlich von der Explosion der ersten Atombombe am 15. Juli. Truman hatte es ihm sofort „amtlich mitgeteilt", nachdem die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zwischen den beiden angelsächsischen Ländern laufend ausgetauscht worden sind.

Als der Präsident sich bald darauf von Churchill verabschiedet, sagt er nur: „Der Generalissimus hat keine näheren Angaben verlangt. Seine einzige Bemerkung war: ‚Hoffentlich ist sie für den Krieg gegen Japan von Nutzen!'"

Weder Churchill noch Truman ahnen, daß zu diesem Zeitpunkt Stalin längst über alle Einzelheiten Bescheid weiß. Kommunistische Agenten haben in einem der abenteuerlichsten Spionagefälle der Geschichte die Forschungsergebnisse ausgekundschaftet und nach Moskau weitergegeben.

Ein furchtbarer Vorwurf

Am nächsten Tage fliegt der britische Premierminister nach London, um bei der Bekanntgabe des Wahlergebnisses zugegen zu sein. Im Zentralbüro der Partei wird der Premierminister nicht halb so enthusiastisch begrüßt, wie man nach der Wahlpropaganda hätte annehmen können. Man empfängt ihn recht kleinlaut.

Im Wahlkampf hatten die konservativen Einpeitscher ihn mit Lautsprechern auf ganz unenglische Weise nach amerikanischem Muster als „Winnie – der größte Mann auf Erden, der größte Staatsmann der Welt" angepriesen, der die Freiheit des englischen Staatsbürgers garantieren werde. Ein Sieg Attlees und

seiner Parteifreunde dagegen wurde von den konservativen Wahlmanagern als ein Sieg der Gestapo hingestellt:

„Wenn die Sozialisten siegen, haben wir in Großbritannien die Gestapo!"

Das war wohl der furchtbarste Vorwurf, der sich 1945 in England erheben ließ.

Auf Grund der ersten Auszählungen kommen die konservativen Wahlstrategen allmählich zu der Überzeugung, daß diese Propaganda falsch gewesen sein muß. Auf die Wähler hat sie jedenfalls nicht den erwarteten Eindruck gemacht.

Dennoch glaubt man im Zentralbüro der Partei nach wie vor an eine konservative Mehrheit, wenn auch nicht mehr an einen überwältigenden Sieg. Voll Zuversicht legt sich Churchill schlafen, in der Gewißheit, am nächsten Morgen ein günstiges Wahlresultat in Empfang nehmen zu können.

... ein alter Mann geworden

Am Morgen erwacht Churchill schweißgebadet, erwacht aus einem schrecklichen Traum: in das britische Unterhaus ist die Labour Party mit einer absoluten Mehrheit eingezogen.

Im Bett liegend ruft er nach seinem Diener, seiner Frau, seiner Tochter. „Bringen Sie mir die Wahlresultate!" befiehlt er dem Diener, der die Morgenzeitung bereits in der Hand hält. Er nimmt die Zeitung entgegen, setzt die Brille auf und beginnt zu lesen.

Gegenüber den letzten Wahlen vor dem Krieg im Jahre 1935 hat seine Partei nahezu zwei Millionen Stimmen verloren, während die Arbeiterpartei dreieinhalb Millionen hinzugewinnen konnte. Die Unterhaussitze der Konservativen haben sich von 361 auf 189 verringert, die der Arbeiterpartei von 166 auf 393 vermehrt.

Nach diesem Wahlergebnis bleibt ihm nur eines übrig: dem König seine Demission einzureichen. Seine Majestät George VI. wird dann den Führer der Labour Party, Clement Attlee, mit der Bildung der neuen Regierung betrauen müssen, denn die Zeit drängt. Die zehnte Vollsitzung der Potsdamer Konferenz soll schon übermorgen beginnen.

Noch sind auf dieser Konferenz keine Entscheidungen gefallen, alles blieb bisher in der Schwebe. Er, Winston Churchill, hatte sich vorgenommen, diesmal einen besseren Frieden auszuhandeln, als 1919 auf der Friedenskonferenz in Versailles, die von dem französischen Ministerpräsidenten Georges Clemenceau, genannt „Der Tiger", einem Deutschenhasser sondergleichen, beherrscht wurde.

Von Clemenceau sagt man, mit seinem Friedensvertrag sei er „der Vater von Adolf Hitler" geworden. Er, Winston Churchill, Nachkomme der Herzöge von Marlborough, wollte nicht in die Geschichte als der Mann eingehen, der die Grundlage zu einem dritten Weltkrieg legt.

Das Wahlergebnis hat durch alle diese Überlegungen einen Strich gemacht! Müde erhebt sich Churchill von seinem Lager und fährt in sein Amt in der Downing Street 10. Dort schreibt er sein Demissionsgesuch.

Auf dem Wege zum König wird er von den vor dem Buckingham-Palast wartenden Menschen stumm und voller Ehrfurcht gegrüßt. Selbst erbitterte Gegner erweisen ihm die Reverenz. Als er aus dem Wagen steigt, sagt einer der Zeitungsreporter:

„Schrecklich ist das! Winnie ist in dieser Nacht plötzlich ein alter Mann geworden..."

Im nächsten Heft:

War der Abwurf der Atombombe wirklich kriegentscheidend? — Kreuzer „Indianapolis" transportiert die „konservierte Hölle" — Die gestohlene Faust Gottes.

Der Goldschatz in TIROL

Von Ludwig Hillenbrandt

Im Augsburger Untersuchungsgefängnis wartet seit Wochen ein gutaussehender Mann um die Vierzig auf sein Come-back im Gerichtssaal – auf den Tag, da er, wie in den Jahren 1950 und 1954, wieder für einige Zeit in das grellste Scheinwerferlicht der öffentlichen Aufmerksamkeit tritt: Josef Schäffler, von Beruf (laut Paß) Schauspieler, in Wahrheit aber einer der gerissensten „Geldmacher" nach dem zweiten Weltkrieg. Genauer gesagt: ein skrupelloser Aufschneider mit den Allüren eines Multimillionärs, ein schillernder, raffinierter, gefährlicher Eulenspiegel.



Joe Schäffler: Tanz um das „Goldene Kalb".

Seit nun zehn Jahren beschäftigen sich die Gerichte mit diesem „liebenswerten Gauner" – ein Wort aus dem Gerichtssaal – und Komödianten „mit den markanten Geheimratsecken und den Augen eines Unschuldslammes", der alle Welt an der Nase herumführte und dabei Hunderttausende, ja man spricht sogar von Millionen, spielend einstrich – ohne selbst auch nur einen Pfennig zu riskieren. Sein Rezept: die Dummheit der anderen.

Tanz um das Goldene Kalb

Die Akten des Falles Schäffler, die sich zur Zeit bei der Staatsanwaltschaft in Augsburg zu Bergen türmen, erzählen eine unwahrscheinliche, eine kaum glaubhafte Geschichte. Aber es ist Wirklichkeit... eine Wirklichkeit voller Gelächter mitunter und voller Tragik. Und im Hintergrund steht die Gier nach Geld, Reichtum und Wohlleben – das „Goldene Kalb" unserer Zeit.

Allen, die sich mit Josef Schäffler einließen, ist diese Gier zum Verhängnis geworden: einem Polizeipräsidenten, der seinen guten Namen und sein Amt opferte, einem Bankdirektor, der in ein schiefes Licht geriet, einem Großkaufmann, der über Nacht eine halbe Million verlor, einem Rechtsanwalt, der aus Schande Selbstmord beging, dem Chefarzt einer Chirurgischen Klinik, der nach Nordafrika floh, weil er keinen Ausweg mehr wußte, einem Baron, der in den Verdacht der Erpressung kam... und noch vielen anderen.

Der erste Akt

Im Frühsommer des Jahres 1948 sitzt in München ein junger Mann „mit auffallend guten Manieren" dem Direktor einer Bayerischen Bank gegenüber. Der Besucher nennt sich Joe Schäffler.

„Ich habe die besten Beziehungen zu den Amerikanern", versichert der junge Mann. „Ich biete Ihnen meine Vermittlung in einem großen Leder- und Stoffgeschäft an – falls Sie interessiert sind natürlich."

Wer wäre in diesem Jahre, so kurz nach der Währungsreform, nicht an Leder und Stoffen interessiert?! Der Bankdirektor ist sogar sehr interessiert. Er kennt zudem einen kapitalkräftigen Schuhfabrikanten, der vielleicht in dieses Geschäft mit einsteigen wird. Und so geschieht es.

Wenige Tage später kreuzt Joe Schäffler mit einem Mann auf, der sich Horn nennt und die Uniform eines amerikanischen Obersten trägt. Auf den Direktor macht er – wie sich später in der Gerichtsverhandlung noch zeigen soll – einen „überwältigend seriösen Eindruck".

Als der Oberst nach einer guten Stunde wieder aufbricht, hat er bereits eine erste Anzahlung auf das Geschäft in Höhe von 130000 DM in der Tasche. Eine zweite Anzahlung in Höhe von 237000 DM leistet der Schuhfabrikant.

Joe Schäffler – alias Josef Schäffler aus Landsberg am Lech – hat in München seinen ersten Coup gelandet. Noch am selben Abend, nur zwei Stunden später, begießt er in einem Hotel in Augsburg die fette Beute. Mit von der Partie ist der „amerikanische Oberst Horn", in Wirklichkeit ein Freund und Kriegskamerad von Joe Schäffler: Edmund Stauber aus Rosenheim.

Indessen wartet man in München Tag um Tag auf die große Lieferung. Der Bankdirektor bekommt es mit der Angst zu tun, ebenso der Schuhfabrikant. Sie drängen – sie wollen die Ware sehen. Joe Schäffler vertröstet sie. Aber eines Tages erklärt er:

„Ich bin einem Schwindler zum Opfer gefallen. Der Oberst ist mit dem Geld durchgebrannt..."

Uran für 500000 DM

Doch Joe Schäffler weiß auf der Stelle den Geprellten zu trösten. Er holt einen Würfel von sieben Zentimeter Kantenlänge aus seiner Aktentasche: garantiert 96prozentiges Uran! Mindestwert 500000 DM!

Das Ding hat Gewicht. Außerdem ist es genau gekennzeichnet: „U 235 – Canada."

Der Bankdirektor strahlt. Nun hat er doch wenigstens eine Chance, den entstandenen Verlust wieder wettzumachen. Am Abend desselben Tages muß er jedoch von einem Fachmann hören, daß der „Uran-Würfel" nur Blei ist.

Joe Schäffler fällt aus allen Wolken, als er von dem Untersuchungsergebnis hört.

„Wenn das so ist – dann bin ich ruiniert, völlig ruiniert!" schreit er empört. „Diese Hunde! Man kann doch keinem Menschen mehr vertrauen! Mein gesamtes Vermögen habe ich in diesen Metallwürfel gesteckt – mein gesamtes Vermögen!"

„Nehmen Sie es sich nicht allzusehr zu Herzen", tröstet der Bankdirektor Schäffler. „Sie werden schon wieder auf die Beine kommen..." Das ist wie ein Stichwort.

Der Goldschatz

So kommen sie, der „arme" Joe und der Bankdirektor, zum ersten Male auf Gold zu sprechen. Joe vertraut seinem Partner und Geschäftsfreund ein Geheimnis an: aus Wehrmachtszeiten sei ihm in Oberitalien ein Lager mit mehreren Kisten Gold bekannt – genug, um über Nacht zehn Menschen zu Millionären zu machen. Eine kleine „Probesendung" davon befinde sich in Mittenwald, nahe der Grenze. Und wieder ist es ein Amerikaner, diesmal ein gewisser Tom Brown, der den Schatz verwaltet.

Gold – der Bankdirektor ist fasziniert. Aber: „Ich zahle erst, wenn ich das Gold gesehen habe!"

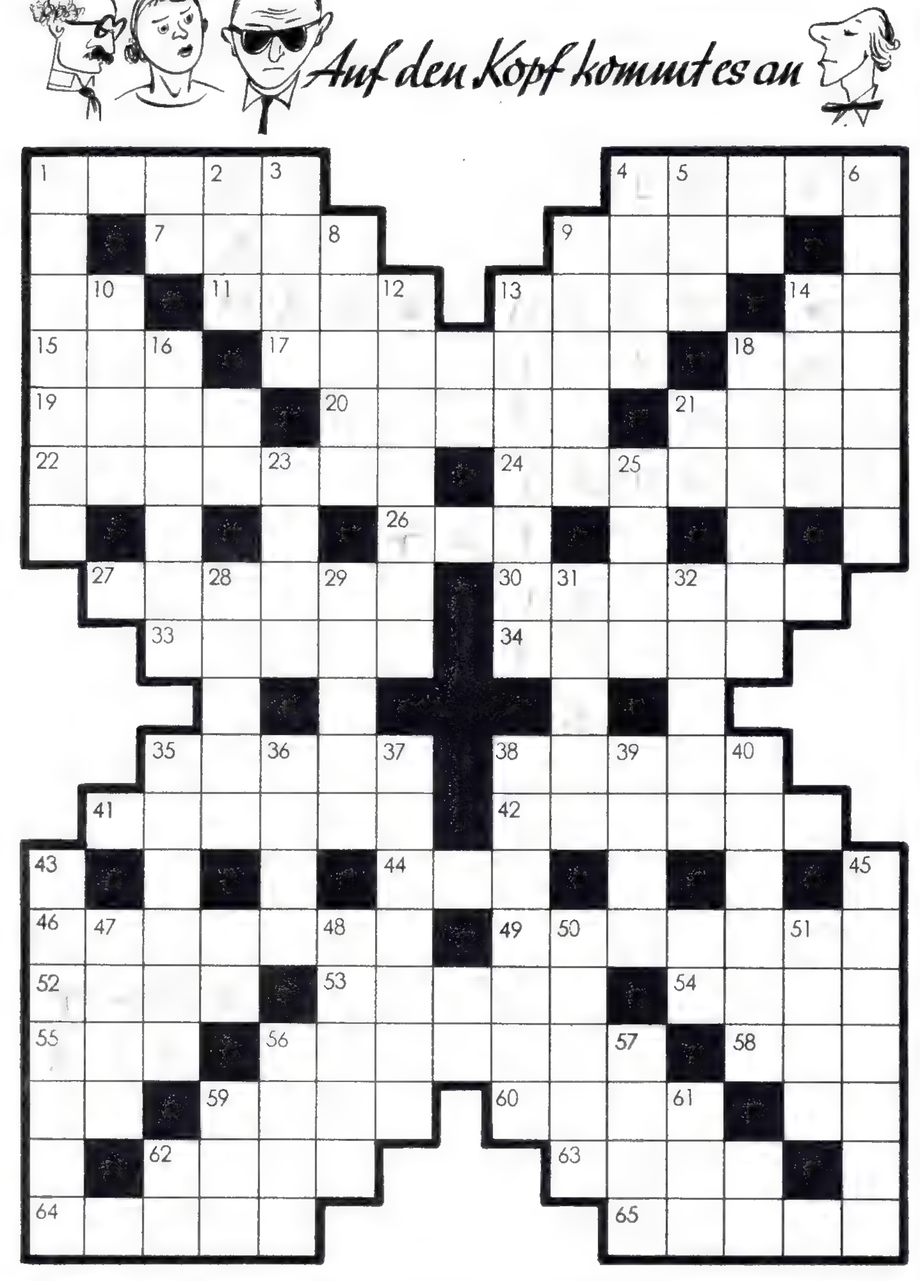
Abgemacht. Schon für den nächsten Tag wird ein Rendezvous in Mittenwald verabredet. Wer nicht erscheint, ist der Bankdirektor. Er schickt seine Sekretärin. Sie soll sich das Gold ansehen.

Joe und der geheimnisvolle Tom Brown führen das Mädchen in eine Scheune. In der dunkelsten Ecke stehen mehrere Kisten. Der Amerikaner macht eine nach der anderen auf – aus jeder glänzt, gleißt und strahlt es im Scheine einer Taschenlampe: lauter Barren!

Die Sekretärin ist fasziniert. Sie händigt Joe Schäffler 155000 DM aus. Dann braust sie mit dem Schatz davon.

Aber sie kommt nicht weit. Kaum hat sie Mittenwald hinter sich, versperrt eine Polizeistreife die Straße. „Kontrolle, tut uns leid. Was haben Sie in den Kisten, Fräulein? Gold?" Die Polizisten glauben nicht richtig zu sehen. Versteht sich, daß sie die Kisten sofort beschlagnahmen müssen. Die junge Dame ist heilfroh, daß man sie wenigstens nach München zurückkehren läßt. Auch ohne Gold...

Joe Schäffler hat seinen zweiten Coup erfolgreich gelandet. Mit von der Partie



Waagerecht: 1. Erdhacke, Breithacke, 4. Gartenhäuschen, 7. Pampahase, 9. wilder Majoran, Bergminze, 11. dt. Zahlungsmittel, 13. griech. Siegesgöttin, 15. dt. Mediziner, 17. ital. Opernkomponist †, 18. Wäldchen, 19. span. Münze, 20. wohlriechende Blume, 21. Bleistifteinlage, 22. Turnkünstler, 24. sagenh. griech. Sänger, 26. vollbrachte Handlung, 27. steifgeschlagener Eiweißschaum, 30. span. Urbevölkerung, 33. schwed. Forschungsreisender †, 34. Bezeichnung eines Wesens, einer Gattung, 35. Schreibutensil, 38. Kaltspeise, 41. eßbare Kastanie, 42. kanad. Zierstrauch, 44. Bedrängnis, 46. Wirtshaus, Krug, 49. bayer. Herzog, 52. Verpackungsgewicht, 53. Stadt i. d. Prov. Sachsen, 54. Dienstgrad bei der Marine, 55. Unheilsgöttin, 56. Fährschiff, 58. Furche, Rinne, 59. Blumenanlage, 60. Nahrungsmittel, 62. Ackergrenze, 63. Schuldgefühl, 64. Speisewürze, 65. Richtschnur.

Senkrecht: 1. Freund, Genosse, 2. engl. Kurzform von Samuel, 3. Gangart des Pferdes, 4. nord. Gott des Feuers, 5. nord. Gottheit, 6. Bibelauslegung, 8. Kampfstätte, 9. Festmahl, Mittagessen, 10. Titelheld einer Dichtung Hartmanns von Aue, 12. Korbblütenstaude, Pl., 13. Tabakgift, 14. leichtes Sportboot, 16. amerikan. Finanzmann, Berater Wilsons, 18. seem.: eine Last auf- oder einziehen, 23. schmales Gewebe, 25. Gedicht, 28. Waldpfleger, 29. Metall, 31. oriental. Verkaufshalle, 32. Büchergestell, -brett, 35. Übersetzboot, 36. Pflanzenstachel, 37. Abtrünniger, 38. Handwerker, Lederverarbeiter, 39. lästiges Insekt, 40. ital. Maler, 43. altsemitische Göttin, 45. Zahnwalart, 47. altröm. Zensor, 48. griech. Schicksalsgöttinnen, 50. Bootszubehör, 51. Baumkleid, 56. Backmasse, 57. Lebewesen, 59. Meeresbucht, 61. franz. Schriftsteller.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – arm – au – bach – band – bin – de – de – del – den – di – di – di dis – er – eu – fek – fen – fen – ga – ge – gel – gelb – gen – gla – gu – horn – i – i – im im – in – ja – ke – klid – ko – kus – lau – le – le – leg – lein – lo – log – ma – mi – mo na – nams – nich – nis – nor – nu – o – of – on – ran – rei – rin – ring – rings – ris – se sta – ta – te – ten – ti – ti – tra – trum – u – ul – um – ve – wand – we – weg – wer wisch – zen – zeu – zi – sind 29 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort von Helvetius ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. indischer Gott ....
2. Krankheitsübertragung, Ansteckg. ....
3. Netzspiel ....
4. Zeltbekleidung ....
5. Bienenzucht ....
6. Quellnymphe ....
7. südamerikan. Nagetier ....
8. Nachlaßempfängerin ....
9. Regenbogenhaut ....
10. Stadt in Nied.-Schlesien ....
11. Mittelpunkt ....
12. german. Name der Milchstraße ....
13. Zierblume ....
14. Malerfarbe ....
15. Verwandte ....
16. Leichtathletiksport ....
17. Schmuckstück ....
18. Zugmaschine ....
19. Hühnerrasse ....
20. Schöpfer d. Geometrie ....
21. Getreidemaß ....
22. Himmelsrichtung ....
23. Zwiegespräch ....
24. Beobachter eines Vorgangs ....
25. Zustand, Stufe ....
26. großer Stern i. d. Leier ....
27. dt. Komponist † 1880 i. Paris ....
28. Stadtfestung ....
29. blaue Mineralfarbe ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 11 auf Seite 44

Oskars Seereise







Der gerechte Anteil

Der Goldschatz in TIROL

waren diesmal drei Herren: „Tom Brown" und die beiden „Polizisten", Freunde von Joe. Und die Goldbarren? Blankgeputztes Messing...

Am 31. Juli 1950 sitzt Joe Schäffler, der sich jetzt wieder Josef Schäffler nennt, auf der Anklagebank des Münchner Schwurgerichts, und neben ihm haben weitere zehn Angeklagte Platz nehmen müssen, darunter ein suspendierter Münchner Polizeipräsident.

Wo steckt die halbe Million?

Josef Schäffler ist der Star dieses Prozesses, der zu den teuersten der Nachkriegszeit gerechnet werden muß. 22 Tage lang wird verhandelt. Doch wo die Beute Schäfflers, die halbe Million, geblieben ist, weiß man danach immer noch nicht.

Schäffler wird zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Der Ex-Polizeipräsident muß sich vom Richter in der Urteilsbegründung sagen lassen, daß er „noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen sei" – obwohl „erhebliche Verdachtsmomente bestünden, die eine wissentliche Amtsbegünstigung möglich erscheinen ließen..." Dem Bankdirektor aber wird „sträfliche Vertrauensseligkeit" vorgeworfen. Er habe seine „angesehene Stellung als Direktor mißbraucht..."

Dann, nach der Urteilsverkündung, schreit Schäffler plötzlich:

„Und ich habe doch echtes Gold!"

Die Antwort des Vorsitzenden: „Ihr Spiel ist aus!"

Wirklich??

Einer verläßt nachdenklich den Gerichtssaal; er glaubt auch jetzt noch an Schäfflers „Gold": Rechtsanwalt Dr. X., der Verteidiger. Und damit ist der Auftakt für den zweiten Akt gegeben.

Der zweite Akt

Auch hinter den Mauern und Gittern der Strafanstalt Stadelheim gibt Schäffler keine Ruhe. Er bombardiert die Münchner Staatsanwaltschaft mit Briefen und Eingaben. In Wirklichkeit, so erklärt er eines Tages, habe es sich damals nicht um Gold und Uran gehandelt, sondern um – Rauschgift! Um Rauschgift, das er mit seinen Freunden für den Präsidenten des Landesentschädigungsamtes, Philipp Auerbach, besorgt habe. Er, Schäffler, habe im Prozeß darüber geschwiegen, um Auerbach und andere hohe Persönlichkeiten zu schonen. Aber jetzt werde er „auspacken". „Ich bin in der Lage, Beweismaterial beizubringen."

Am 25. Oktober 1951 bekommt Josef Schäffler „Urlaub auf Ehrenwort". Er hat erreicht, was er will: die Freiheit! Zwei Monate lang gondelt Schäffler in einem geliehenen Wagen durch die Lande, frisch, fröhlich, frei. Nicht weniger als 26000 km legt er in dieser Zeit zurück. Aber das Beweismaterial bleibt er schuldig. Bis eines Tages dem Staatsanwalt der Geduldsfaden reißt. Er läßt Schäffler verhaften. Bis dahin hat Schäffler schon wieder einige Gutgläubige, die dem Goldrausch verfallen waren, um weitere 15000 DM geprellt!

Am 18. August 1952 arbeitet ein Kommando der Strafanstalt Bernau, darunter Josef Schäffler, auf einem Feld nahe einer Straßenkreuzung. Plötzlich hält ein roter Wagen am Straßenrand. Schäffler rennt los, springt in das Auto – und fort ist er...

Diese Flucht ist das Werk des Rechtsanwalts Dr. X., der, ebenso wie seine bildschöne Gattin, immer noch an den Goldschatz seines ehemaligen Mandanten Josef Schäffler glaubt. Ausgeführt hat die Aktion ein kurz vorher entlassener Mitgefangener, Hermann Meier, der im Zuchthaus einmal damit geprahlt hat, bei der Mussolini-Befreiung als SS-Mann mitgewirkt zu haben.

Als „Paul Semma" schlägt Schäffler sein Hauptquartier in einem kleinen Gasthof im Allgäu auf. Von dort aus spinnt er von neuem in großem Stil seine Fäden. Und seltsam: sein Märchen von den Goldkisten zieht immer noch. Geld fließt ihm zu – ja, wird ihm aufgedrängt. Die Frau des Rechtsanwalts Dr. X. versteht es, Geld für Schäffler aufzutreiben. Mal 1000, mal 5000, mal 10000 DM.

Schäfflers Schwindeleien feiern immer neue Triumphe: In Buchloe gelingt es ihm, einen nagelneuen Wagen im Werte von 8500 DM – ohne einen Pfennig Anzahlung! – zu „kaufen". Bei diesem Kauf schlägt der Gauner sogar noch ein „Darlehen" von 500 DM aus dem Verkäufer heraus!

Wegen 20 Mark verpfiffen

Das größte Opfer aus diesen Tagen aber ist der Chefarzt an einer Darmstädter Klinik. In Hamburg erzählt Schäffler dem Arzt etwas von seinem Goldschatz in Tirol. Der Arzt glaubt ihm und „steigt" ein — indem er 11500 DM in bar als Vorschuß leistet. Einige Tage später schickt er weitere 5000 DM ins Allgäu in das Hauptquartier Schäfflers.

Der treibt sich in den nächsten Tagen in Baden-Baden umher. Er setzt alles auf eine Karte: Am Spieltisch verliert er in einer Nacht innerhalb von zwei Stunden 8000 DM. Die erste Nacht, die Schäffler zum Verhängnis wird!

Am 18. Dezember 1952, auf den Tag genau vier Monate nach seiner Flucht aus Bernau, holt ihn mittags Punkt 12 Uhr Polizei aus dem Bett. Komplice Hermann Meier, der „Mussolini-Befreier" und auch sein Befreier, hat ihn verpfiffen – wegen 20 DM. Am 26. April 1954 erlebt München den zweiten „Goldschieberprozeß".

Diesmal sitzen mit Schäffler auf der Anklagebank nicht nur zehn, sondern sogar 18 Personen. Dennoch fehlen zwei der Hauptakteure: Dr. X., der die Flucht aus Bernau ermöglicht hat. Zwei Tage vor dem Prozeß war er freiwillig aus dem Leben geschieden. Und der Chefarzt, der es vorgezogen hatte, heimlich nach Nordafrika „auszuwandern". Ein Haftbefehl hat ihn nie erreicht.

Es wird ein Prozeß der Sensationen und Verwicklungen. Die erste von vielen Überraschungen: Das Schäffler'sche Goldhaus in Tirol mit dem schönen Namen „Edelweiß", in dessen Kellern unwahrscheinliche Schatzkisten stehen sollten, hat überhaupt keinen Keller.

Zweite Sensation von vielen: In den Tagen nach seiner Flucht aus Bernau hat Schäffler, um seinen „Goldgeschäften" nachgehen zu können, den Wagen eines bayerischen Abgeordneten benutzen dürfen!

Der dritte Akt

Schäffler wird diesmal zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Nach seiner Entlassung 1958 in seinen Heimatort bei Augsburg betätigt er sich zunächst als Hilfsarbeiter bei einem Kohlenhändler. Aber bald schon stürzt er sich ins große Geschäft. Diesmal ist jedoch nicht mehr von Gold oder Uran oder Leder die Rede, sondern – der Konjunktur entsprechend – von Exportgeschäften mit Kühlschränken und Elektrogeräten.

Und dabei, so behauptet die Anklageschrift, verstand es Schäffler wiederum, mehr als ein Dutzend Menschen, gewiegte Kaufleute, übers Ohr zu hauen. Man spricht von 100000 DM. In Mannheim wurde er Ende des vergangenen Jahres verhaftet.

Ist nun das Spiel aus? Wir wissen es erst, wenn die Augsburger Richter gesprochen haben.

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE ✱ DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 330441. Fernschr. 041 1655
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf
Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

— In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 incl. oms · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25

„... Heute muß ich Ihnen einmal mitteilen, wie herrlich ich Ihr REI finde. Für alle feinen Gewebe aus Perlon, Seide usw. verwende ich nur Ihr REI, ja es kommt überhaupt nichts anderes dafür infrage, denn es ist prächtig, so schonend, eben gerade für diese feinen Gewebe, wie neu kommt es aus der Wäsche, außerdem bleiben alle Farben so frisch. Ein wirklich gutes Präparat."

Das schrieb uns am 10. 11. 59 Frau Elsbet K. aus Frankfurt/Main – ganz spontan und unbeeinflußt. Wir sind gern bereit, ihren Brief jedem Interessenten zu zeigen.

„Keine Reise ohne REI in der Tube" sagen alle, die oft unterwegs sind. REI in der Tube ist ideal für alle Reinigungszwecke.



Im Kinderzimmer ist REI unentbehrlich, weil es farbige Flächen und Spielzeug gründlich und hygienisch reinigt.



Mit dem neuen REI können Sie jetzt auch alle farbechte Buntwäsche kochen, ohne daß die Farben verändert werden.



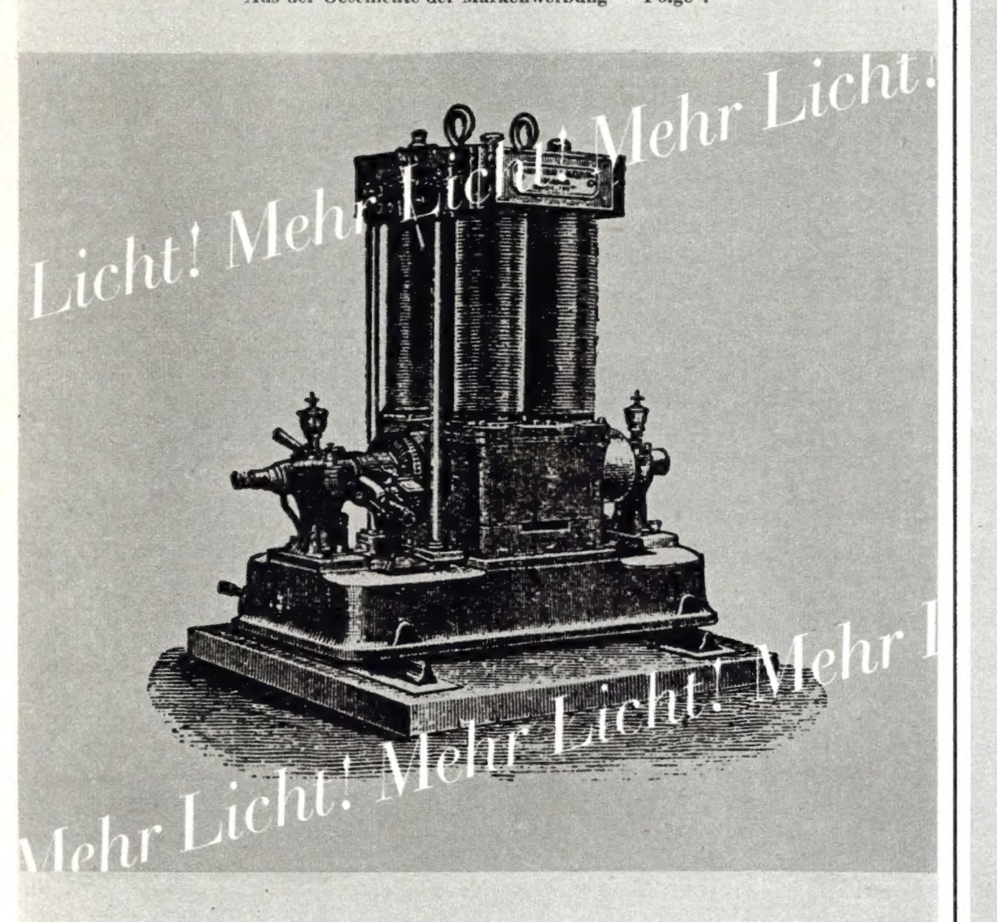
Pflegen Sie Ihre kostbare Küche mit REI: den Kühlschrank, die Küchenmaschine, alle lackierten und kunststoffbelegten Flächen.



Kostbare Teppiche, wertvolle Polstermöbel, Lederbezüge und Wandbespannungen reinigt gründlich und schonend das neue REI – mit viel mehr Reinigungskraft.



Aus der Geschichte der Markenwerbung — Folge 7



Mehr Licht! Im Jahre 1884 baute die Firma Siemens & Halske im Auftrage der Deutschen Edison Gesellschaft die ersten Dynamomaschinen zur Lichtstromerzeugung. Geliefert wurden zwei Ausführungen. Das Modell T für 100 sechzehnkerzige Glühlampen zum Preis von M. 3200,— und das große Modell H für 450 sechzehnkerzige Glühlampen für M. 10000,—. Die Bekanntgabe dieser Fabrikationsaufnahme erfolgte in einer Publikation unseres Verlages. Eine aufklärende Werbung bei dem breiteren Publikum war von seiten der großen Industrie-Unternehmen seinerzeit noch nicht üblich. Daher kam es wohl auch, daß selbst umwälzende technische Neuerungen sich nur ganz allmählich durchsetzten.

Im Jahre 1891, also sieben Jahre später, gab es noch keine einzige private elektrische Beleuchtungsanlage in Frankfurt am Main. Auf Initiative des Gründers unseres Verlagshauses fand darum im August 1891 eine große „elektrische Ausstellung" statt, um dem Publikum die Vorzüge der elektrischen Beleuchtung in größerem Ausmaße zu zeigen. Es war natürlich, daß unser Verlag gleichzeitig als erstes Unternehmen in Frankfurt am Main die elektrische Beleuchtung einführte.

Nach dem ersten Weltkrieg begannen dann auch die führenden Unternehmen der elektrotechnischen Industrie ihre qualitativ hochwertigen Erzeugnisse, vor allem die Staubsauger, Kühlschränke, Funk- und Fernsehgeräte, den Lesern unserer Zeitschrift in zahlreichen sachlich-informativen Anzeigen vorzustellen. Und das ist bis heute so geblieben.



Frankfurter Illustrierte

Peter Großkreuz:

Kleingeld-sorgen



„Warten Sie einen Moment, gleich kann ich Ihnen fünf Mark herausgeben!"



„Eigentlich brauchte ich nicht so weit zu fahren, aber der liebe Herr am Schalter konnte mir nicht herausgeben!"



„Er ko . . . nnte doch nicht he . . . herausgeben, Liebling!"



„Entsetzlicher Tag heute, Chef! Es gab wieder viele Leute, die kein Kleingeld hatten!"



„Mit diesem kleinen Trick habe ich mich gesundgestoßen, nur selten kann jemand herausgeben!"



„Schnell, schnell — ich verkaufe Ihnen meine Jacke für ein Zehnpfennigstück!"



Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand.

„Ich bin zu groß!"

Fräulein Ungenannt (23) schreibt:

Ob mein Fall etwas für Sie ist, weiß ich nicht. Nur mit Psychologie ist mir jedenfalls nicht zu helfen, aber ich brauche auch einen „psychologischen Trost", wenn ich nicht Komplexe bekommen soll. Das heißt, die habe ich schon. Weil ich — zu groß bin!

Ich messe schuhlos sage und schreibe 1 Meter 78 und werde durch das ungütige Walten der Natur wahrscheinlich um sämtliche Heiratschancen gebracht.

Man schätzt mich in meinem Berufskreis als klug; ich bin als Kollegin unter Kolleginnen und Kollegen beliebt, aber ich bin offen genug, auszusprechen, daß ich als normal empfindendes Mädel nicht nur „beliebt", sondern auch „geliebt" sein will.

Verstehen Sie jetzt, warum ich mich an Sie wende? Ich beginne unter meiner „Größe" seelisch zu leiden. Allein schon der Gedanke, ewig allein bleiben zu müssen, nur weil mich die Natur zu einer „überragenden Größe" gemacht hat, versetzt mich in Panik. Ich bin ein Mensch mit all den Empfindungen anderer Menschen auch. Und nur durch die sieben oder acht Zentimeter, die ich zu groß bin, werde ich zum Außenseiter gemacht?!

Einen kleineren Mann kann ich doch nicht heiraten. Das sähe zu komisch aus. Im übrigen befürchte ich auch, einmal „Riesenkinder" zu bekommen ...

Dr. Brand antwortet:

Gottlob, Sie haben nicht nur Komplexe, sondern auch Humor. Und sooo groß sind Sie eigentlich nicht, um solche Komplexe haben zu müssen. Entsprechend großgewachsene Männer sind auf dem „Heiratsmarkt" durchaus keine Rarität, und mit einem Mann, der ein paar Zentimeter kleiner ist, könnten Sie auch glücklich werden und sich sehen lassen, ohne als Paar „komisch" zu wirken.

Ich bin der Meinung, es kommt gar nicht so sehr darauf an, daß man nun unbedingt ein „bildschönes Paar" darstellt. Das ist oft nur eine Sache der Eitelkeit. Schön und gut, in puncto Größe mag man etwas im Rahmen bleiben, aber — gemeinsame Interessen, Verständnis füreinander, Gefühl und das Bewußtsein, einen Lebenskameraden und Lebensgefährten gefunden zu haben, gleichen die paar Zentimeter unterschiedlicher Körpergröße bestimmt aus.

Auch Sie finden einen Mann, einen gleichgroßen oder einen etwas kleineren Mann, wenn Sie sich nicht einreden, man „bestaune" Sie nur — oder ein „Kleiner" sähe an Ihrer Seite komisch aus. Auch vor „Riesenkindern" brauchen Sie keine Angst zu haben. Sogar abnorm große oder abnorm kleine Mütter und Väter haben oft normalgroße Töchter und Söhne. Sie aber sind keineswegs abnorm groß.

Ich will hoffen, Sie sehen das Grundlose Ihrer Befürchtungen und Hemmungen ein. Dann wäre das, was ich Ihnen zu sagen hatte, etwas mehr gewesen als nur der von Ihnen gewünschte — „psychologische Trost".


Die Welt in der wir morgen leben!
Hundert Prozent Naturaroma durch das LINDE-System!
Linde
„Ah, dieses Aroma!" sagt der Genießer. Ja, mit Aroma schmeckt es uns allen doppelt so gut. Darum hat LINDE nicht eher geruht, bis LINDE-Kühlschränke die Forderung erfüllten: Nicht nur frisch, sondern aromafrisch – LINDE-frisch! Ja, im LINDE steckt System. Ein LINDE ist bis ins Letzte durchdacht. Immer mehr Käufer entscheiden sich für LINDE und damit für hohen Kühlkomfort. Fragen Sie Ihren Fachhändler. LINDE-Kühlschränke gibt es ab DM 384.-
Ja, im LINDE steckt System!
Alles an seinem Platz
Natürlicher Aromaschutz
Großes Lagerfach für Tiefkühlkost
Warengerechte Kühlzonen
Wartungsfreie Kältemaschinen
LT 135, Inhalt 135 Ltr. Doppelfachverdampfer 17,5 Ltr. als Tiefkühllagerfach, 3 Abstellroste, 1 Glasabdeckplatte, Käse- und Butterfach mit Butterdose, Ablage für 16 Eier, 1 verstellbarer und ein fester Absteller für große Literflaschen. Preis: DM 458.–.
Gemüseschale DM 15.–
LINDE hat die längste Erfahrung in der Kältetechnik